



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

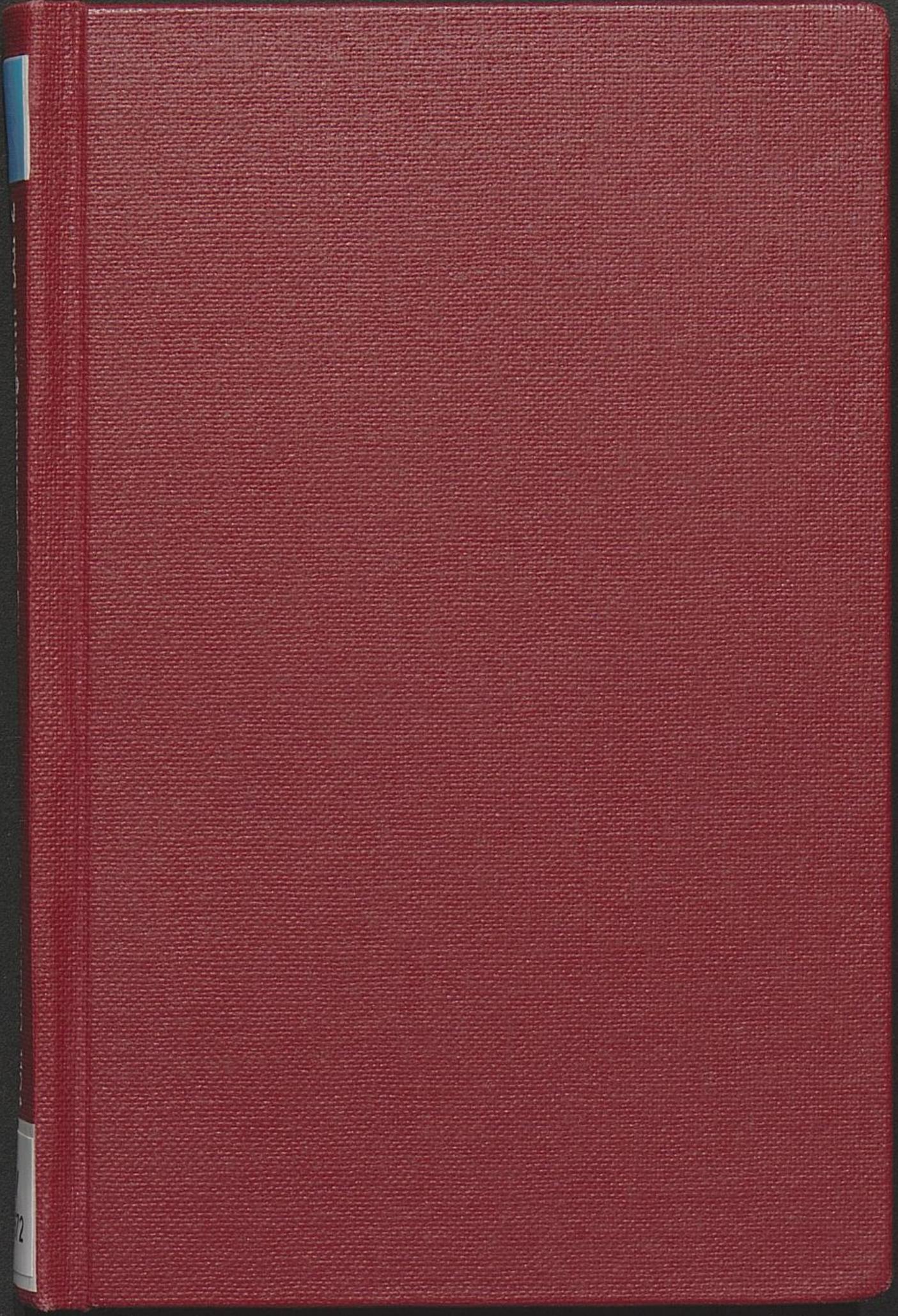
Universitätsbibliothek Paderborn

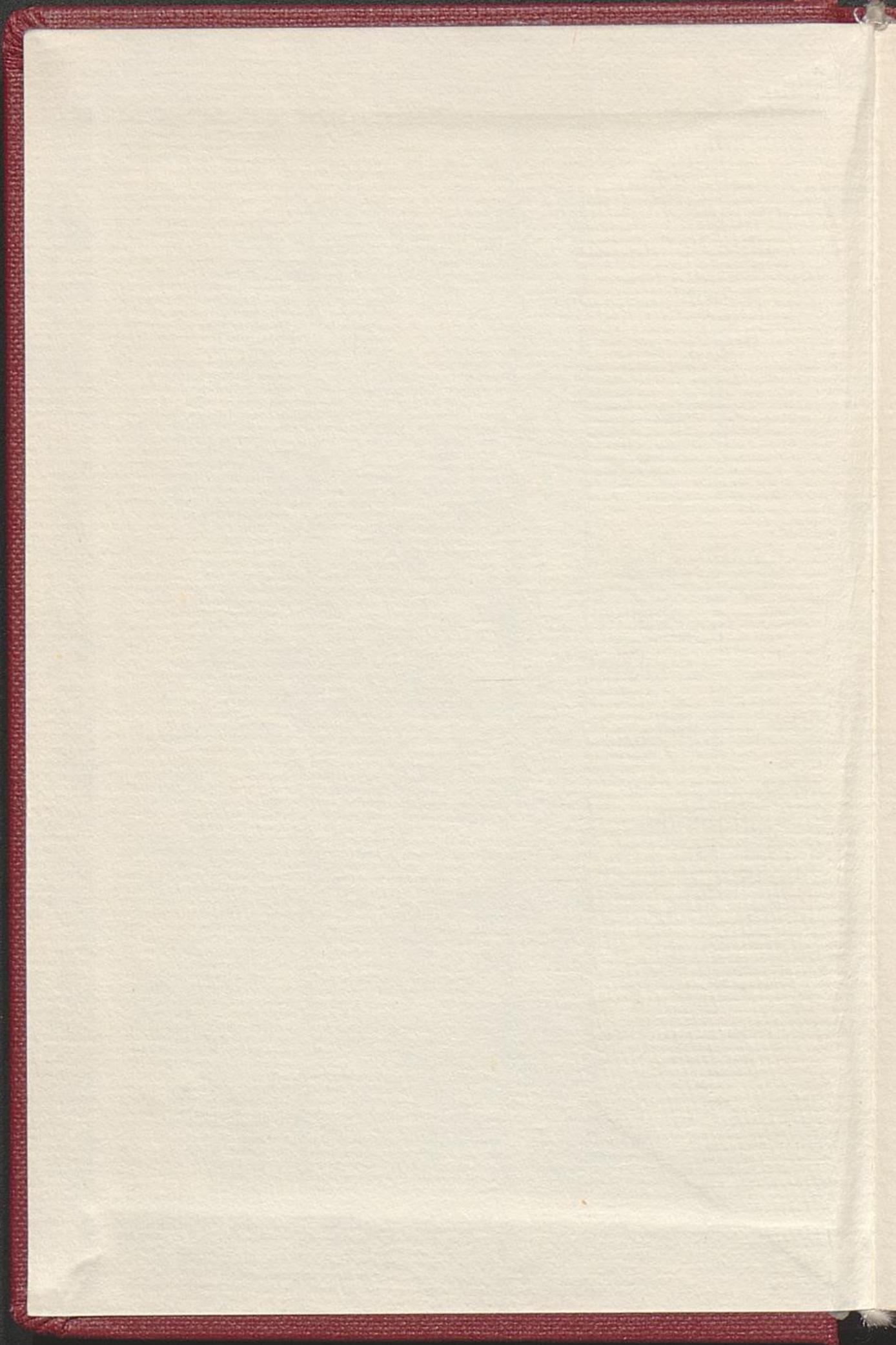
Die Seelenfängerin

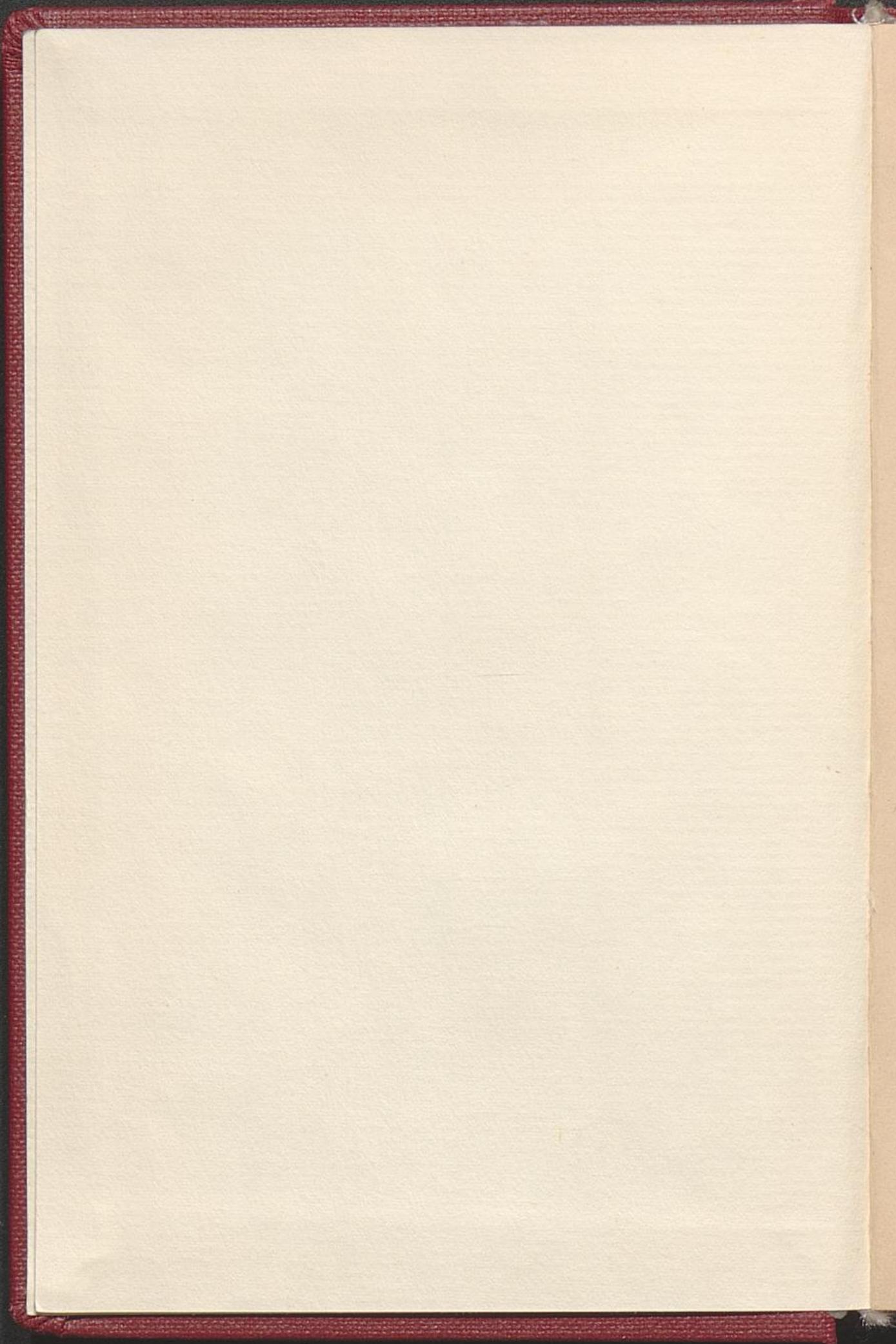
Roman

Sacher-Masoch, Leopold von
Jena, 1886

urn:nbn:de:hbz:466:1-42062







Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

- Byr, Robert, Andor.** Roman. 3 Bde. 1883. 8°. eleg. broch. 13 M. 50 Pf.
- — **Castell Arsani.** Roman. 3 Bde. 1885. 8°. eleg. broch. 12 M.
- — **Eine geheime Depesche.** Roman. 3 Bde. 1880. 8°. broch. 15 M.
- — **Der Kampf ums Dasein.** Roman. 2. Aufl. 5 Bde. 1872. 8°. eleg. broch. 18 M.
- — **Soll ich?** Roman. 2 Bde. 1884. 8°. eleg. broch. 4 M.
- — **Unversöhnlich.** Roman. 3 Bde. 1882. 8°. eleg. broch. 12 M.
- — **Am Wendepunkt des Lebens.** Roman. 3 Bde. 1881. 8°. eleg. broch. 13 M. 50 Pf.
- Fels, Egon, Eine Convenienzehe.** Roman. 3 Bde. 1876. 8°. broch. 13 M. 50 Pf.
- — **Der Erbe des Herzogs.** Roman. 3 Bde. 1882. 8°. broch. 13 M. 50 Pf.
- — **Die weiße Frau vom Greifenstein.** Roman. 3 Bde. 1881. 8°. broch. 12 M.
- — **Das Geheimniß der vier Tage.** Roman. 4 Bde. 1871. 8°. broch. 15 M.
- — **Loreley.** Roman. 4 Bde. 1870. 8°. broch. 16 M. 50 Pf.
- — **Die Rose von Delhi.** Historischer Roman. 4 Bde. 1866. 8°. broch. 15 M.
- — **Citania.** Roman. 4 Bde. 1872. 8°. broch. 15 M.
- — **Tropfen im Meere.** Novellen. 3 Bde. 1875. 8°. broch. 9 M.
- Inhalt: I. Bd.: In der Ruine. — Das Schloß an der Nordsee. — Das Sputhaus. — II. Bd.: Das Sputhaus. (Fortf.) — Jesuitenränke. — III. Bd.: Jesuitenränke. (Fortf.) — Ein Frauenherz. — Ein glücklicher Zufall.
- — **Viola.** Roman, 4 Bde. 1883. 8°. broch. 15 M.
- Hoefer, Edmund, Ausgewählte Schriften.** 14 Bde. à Bd. 1 M.
- I/III. Bd.: **kleines Leben.** Erzählungen.
- IV/V. Bd.: **Erzählungen aus der Heimath.**
- VI/VIII. Bd.: **Stille Geschichten.**
- IX/XIV. Bd.: **Der Demagoge.**

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

-
- Baudissin, Gräfin, **Rendlin**. Roman. 2 Bde. Mk. 8.—
Der Zug der Zeit. Roman vom Verfasser von „Im
Bann der dritten Abtheilung“. 2 Bde. Mk. 8.—
König, G. A., **Va banque**. Roman. 2 Bde. Mk. 9.—
„ „ „ **Der Verschollene**. Roman. 2 Bde.
Mk. 6.—
Möllhausen, B., **Der Haushofmeister**. Roman. 3 Bde.
Mk. 14.—
Schubin, Dissip, **Bravo rechts**. Eine lustige Sommer-
geschichte. Mk. 7.50
Winterfeld, A. v., **Die Todtenköpfe**. Rom. Roman.
3 Bde. Mk. 15.—
„ „ „ **Modelle**. Humoristisch-socialer Rom.
2. Auflage. Mk. 3.—
„ „ „ **Alte Zeit oder Die vier Töchter
des Rittmeisters Schimmel-
mann**. Rom. Rom. 2. Aufl. Wohlfl.
Ausgabe. Mk. 3.—

Brant in Haaren.

Eine Erzählung aus dem Gebirge.

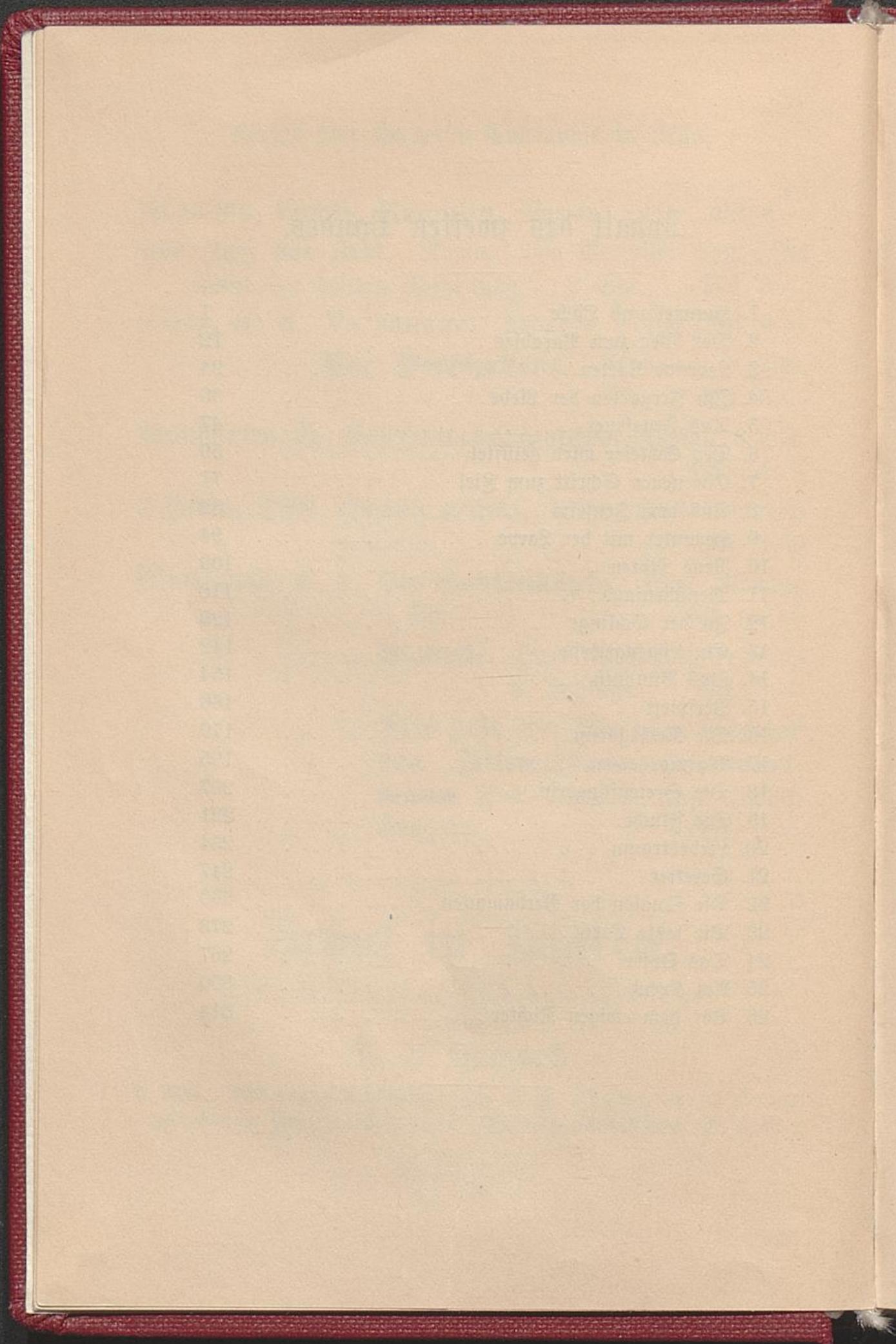
Von

H. A. Münnich.

2. Aufl. Mit einem Titelfupfer, gez. v. P. Thumann, in Kupfer
gestochen v. Prof. S. Birkner. In eleg. Mosaikband M. 5.25.

Inhalt des zweiten Bandes.

	Seite
1. Himmel und Hölle	1
2. Der Weg zum Paradies	12
3. Lebende Karten	24
4. Im Irrgarten der Liebe	36
5. Das Fegfeuer	47
6. Der Schleier wird gelüftet	59
7. Ein neuer Schritt zum Ziel	71
8. Aus dem Jenseits	82
9. Herunter mit der Larve	94
10. Neue Minen	106
11. Menschenjagd	118
12. In der Schlinge	128
13. Ein Lügengewebe	142
14. Das Bündniß	154
15. Verspielt	166
16. Die Rachegöttin	179
17. Marmorherzen	195
18. Die Seelenfängerin	207
19. Die Flucht	221
20. Liebestraum	234
21. Gerettet	247
22. Die Qualen der Verdammten	260
23. Die letzte Karte	273
24. Das Opfer	287
25. Am Kreuz	300
26. Vor dem ewigen Richter	314



Josef Wolf

Die Seelenfängerin.



Die Gartenführung

1902.

Josef Wolf

Die Seelenfängerin.

Roman

von

L. von Sacher-Masoch.

Zweiter Band.

Vena,
Hermann Costenoble.

1886.

~~11~~
~~CPMS~~
1714-2



03
M
53672

1811 128

1. Himmel und Hölle.

„Schön wie das erste Weib, die Sünderin,
Von böser Schlange lieblich angezogen,
Die tief behielt das Bild in ihrem Sinn,
Fortan betragend, da sie selbst betrogen.“
Lord Byron.

Zwei Tage nach dem Feste bei dem Grafen Soltyk, das noch lange alle Kreise der Stadt beschäftigte, erhielt Jesim einen Brief ohne Unterschrift, welche ihn in dieselbe Kirche bestellte, in der er seine letzte Unterredung mit Anitta gehabt hatte.

Sofort dachte er an diese. Ohne Zweifel war sie es, die ihn warnen wollte, aber er war durch das Gespräch mit dem Domino mißtrauisch geworden, und so kam ihm noch ein anderer Gedanke. Wenn Dragomira ernste Absichten auf den Grafen hatte und ihn durch eine Vertraute nur deshalb abzuschrecken suchte, weil er ihr mit einem Male unbequem zu werden begann?

Das Räthselhafte in Dragomira's Wesen und Verhältnissen war eine Quelle immer neuer Beunruhigung für ihn und ließ ein volles Vertrauen zu ihr nicht aufkommen. Er glaubte ihr, wenn er sie sah, er zweifelte an ihr, sobald er ihr fern war.

Mit Anbruch der Dunkelheit begab sich Zesim zu der bezeichneten Kirche. Vor der Pforte kam ihm ein neuer Gedanke. Wenn Dragomira ihn nur auf die Probe stellte, wenn sie selbst ihn erwartete?

Er zögerte einen Augenblick, trat dann aber rasch ein, entschlossen allen Zweifeln ein Ende zu machen.

Die Kirche schien leer, erst als er sich dem Hochaltar näherte, sah er vor demselben eine Dame knien, die sich beim Klang seiner Schritte erhob und ihm rasch entgegenkam. „Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind,“ sprach sie, ihm die Hand bietend.

„Ist es möglich? Sie sind es, Anitta?“ murmelte Zesim.

„Ich bin es,“ gab sie traurig zur Antwort und schlug den Schleier zurück.

Zesim blickte bewegt in ihr ernstes, bleiches Gesicht.

„Ich habe Angst um Sie, Zesim,“ begann sie, „ich weiß nicht, was es ist, und ich bin nicht im Stande Ihnen etwas Bestimmtes zu sagen, aber ich fühle es, daß Ihnen eine große Gefahr droht. Dragomira hat irgend eine geheimnißvolle Sendung zu erfüllen, das sagt mir eine innere Stimme, eine düstere Ahnung. Ob sie an einer Verschwörung theilhaftig ist, ob sie einer fanatischen Sekte angehört, das vermag ich nicht zu enthüllen, aber ich weiß, daß sie ihr Neß nach Ihnen ausgeworfen hat und daß Sie ihr Opfer werden, wenn es mir nicht gelingt, Sie zu retten.“

„Sie sehen die Dinge viel zu ernst an,“ sagte Zesim, „ich kenne ja die Familie, die Mutter Dragomira's —“

„Wie wenn dies etwas beweisen würde! Geheime Gesellschaften, religiöse Schwärmer suchen doch gerade in den vornehmen Kreisen Anhänger und Werkzeuge zu gewinnen, und glauben Sie mir, Dragomira, ist so ein Werkzeug.“

„Mag sein,“ sagte Zesim, „was liegt daran, wenn ich auch zu Grunde gehe, da Sie mich doch nicht lieben, Anitta.“

„Freveln Sie nicht.“

„Schlimmer als Sie selbst kann mich Dragomira auch nicht verrathen.“

„Sie wird Sie in den Tod treiben,“ schrie Anitta auf, „o Jesim! erbarmen Sie sich meiner, erbarmen Sie sich Ihrer Mutter! Bei dieser Liebe für Sie, die mein Herz, mein ganzes Sein erfüllt —“ Sie stockte, Thränen erstickten ihre Stimme, sie konnte nur die Augen und die Hände flehend zu ihm erheben.

„Wie soll ich Sie verstehen?“ erwiderte Jesim bitter, „welchen Werth kann mein Leben noch für die künftige Gräfin Solthf haben?“

„Niemals werde ich dem Grafen meine Hand reichen.“

„Sie sind doch mit ihm verlobt.“

„Wer hat Ihnen dies gesagt? Er hat um mich geworben, und ich habe seine Hand zurückgewiesen.“

„Anitta! ist das wahr? Mein Gott, weshalb sagen Sie mir das erst jetzt?“

„Ich habe Ihnen geschworen, daß ich Ihnen treu bleiben werde.“

„Sie haben Recht, ich bin der Schuldige,“ fuhr Jesim fort, „ich habe Ihnen nicht so viel Festigkeit zugetraut. Kindliche Eitelkeit trieb mich, einem Schatz zu entsagen, dessen Besitz mir nicht gesichert schien, ich wollte nicht von Ihnen verrathen werden, und so verrieth ich Sie.“

„Ich grolle nicht,“ murmelte Anitta, indem sie seine Hände ergriff, „ich habe Ihnen verziehen, sagen Sie mir nur, wie ich Sie retten kann. Nicht Ihre Liebe will ich, es handelt sich nur um Ihr Leben.“

„Das sind Einbildungen.“

„Nein, nein. Ich bitte Sie, reißen Sie sich los.“

„Ich kann nicht, es ist ja zu spät.“

„Sagen Sie doch lieber, daß Sie nicht wollen, daß Dragomira Sie vollständig geblendet hat, daß die Leidenschaft für dieses unheimliche Wesen stärker ist als Sie.“

„Sie leben in einer Romanwelt,“ sagte Zesim lächelnd, „Sie sehen Gefahren, die einfach erträumt sind. Ich versichere Sie, daß die Wirklichkeit gar nicht so furchtbar aussieht. Dragomira ist offen und ehrlich gegen mich.“

„Das glauben Sie.“

„Wenn es Sie beruhigen kann, so verspreche ich Ihnen, vorsichtig zu sein.“

„Die Vorsicht eines Nachtwandlers,“ rief Anitta aus, „ich sehe, Sie sind vollständig blind, und es wäre vergeblich Sie noch weiter zu warnen, ich gebe es auf, aber ich werde Sie beschützen, Zesim, gegen Ihren Willen. Ich nehme

den Kampf mit Dragomira auf, und Gott wird mir seinen Beistand nicht versagen.“

„Ich verstehe Sie nicht, Anitta,“ antwortete Zesim, „wie kommen Sie zu diesen phantastischen Ideen?“

„Ich bin nicht phantastisch,“ sprach sie ernst und entschieden, „ich bin ein einfaches Mädchen, das Sie liebt, das ist Alles. Leben Sie wohl und seien Sie auf Ihrer Hut.“

„Werde ich Sie wiedersehen, Anitta?“

„Wozu? jetzt keinesfalls. Dann vielleicht — wenn Sie Ihre Ketten gebrochen haben.“

„Leben Sie wohl.“ Zesim küßte ihre Hand, und sie verließ hierauf eilig die Kirche. Er blieb einige Augenblicke, in Gedanken versunken, in der helldunkeln Kirche stehen.

„Was war dies für ein Geheimniß, in dem Dragomira durch Andere gefangen gehalten wurde?“ fragte er sich, „sie selbst hatte es zugestanden, und Anitta hatte es durchschaut. Wer waren diese Anderen, die sie lenkten und als Werkzeug gebrauchten? Gehörte sie einer Sekte an und welcher? Weshalb mißtraute er ihr, und weshalb vermochte er sich nicht loszureißen, wenn er an ihr zweifelte? Liebte er sie wirklich so sehr. Und Anitta? Ist es möglich, zwei Frauen zu gleicher Zeit zu lieben?“

„Du bist das Band der zwei Naturen,
Die sich vereint in Raum und Zeit,“

singt Derschavin in seiner Ode an Gott. Diese zwei Naturen, so oft im Zwiespalt, befehdeten sich auch in ihm. Die eine zog ihm zum Lichte, zu Anitta, die andere in das unheimliche Dunkel, in dem Dragomira lebte und herrschte. Wiedersiehende Gedanken, Empfindungen, Vorsätze kreuzten sich in seinem Kopf, in seiner Brust, und er kam zu keinem Entschluß, zu keiner That. Auch jetzt nicht. Die Wogen trieben ihn vorwärts und wieder fragte er wohin?

Eine Stunde, nachdem ihn Anitta verlassen hatte, schlüpfte Bassi Rachesles bereits in Dragomira's Zimmer, um ihr von dem Rendezvous Meldung zu erstatten.

„Du bist sicher, daß er es war?“ fragte Dragomira.

„Der Lieutenant Zadewski, so wahr ich hier stehe.“

„Und worüber haben die Beiden verhandelt?“

„Ueber Sie, gnädige Herrin.“

„Ueber mich?“

„Sie hat ihn gewarnt, aber er hat ihr keinen Glauben geschenkt.“

„Und von Liebe war nicht die Rede?“

„Nein. Nur als sie ging, fragte er, ob er sie wiedersehen werde, und sie sagte: Wozu? Jetzt keinesfalls.“

„Gut, Du kannst gehen.“

Sofort nachdem die Jüdin fort war, schrieb Dragomira zwei Briefe, den einen an den Grafen mit dem Anfangsbuchstaben ihres Namens unterzeichnet, den zweiten mit verstellter Schrift, ohne Unterschrift an Jesim. Sie bestellte Beide in die Oper. Barichar besorgte den Brief an Soltyf persönlich, jenen an Jesim durch einen jüdischen Faktor.

Der Graf war bereits vor Beginn der Vorstellung zur Stelle und harrte ungeduldig am Fuße der Treppe, die zu den Logen führte. Sein Blick streifte nur flüchtig die kommenden Freunde, die eleganten Damen. Als aber Dragomira in der Einfahrt sichtbar wurde, da begann sein Herz ungestüm zu klopfen, und seine Augen hingen wie gebannt an der hohen, geschmeidigen Gestalt, über deren Scheitel das blonde Haar gleich einer Aureole leuchtete.

Die mit brennender Sehnsucht Erwartete kam in Gesellschaft Cirilla's, welche, mit einem gewissen altmodischen Pomp ausgestattet, ganz gut eine halbvermoderte Landedeldame vorzustellen im

Stande war. Solthf begnügte sich seinen Hut tief abzunehmen und Dragomira mit den dunkeln Augen zu verschlingen, diese dagegen nickte ihm mit unbefangener Liebenswürdigkeit zu und schritt dann an ihm wie an einer flüchtigen Bekanntschaft vorüber.

Zesim, der im Parquet saß, sah Dragomira in die Loge treten und den goldflimmernden Theatermantel abwerfen. Sie stand dann einen Augenblick an der Brüstung, und alle Blicke richteten sich auf sie. Zu gleicher Zeit dachte der Graf, sie mit stummer Bewunderung betrachtend: wo in aller Welt hat sie Toilette machen gelernt! Ich weiß doch, daß sie nicht in Paris war. Und in der That sah Dragomira blendend aus in ihrer Robe von matter, brochirter, heliotropfarbener Seide, die mit mattgelben Spitzen reich geziert war, und in dem wunderbar einfachen Schmuck, den sie trug, ein kleines Bouquet aus frischen Veilchen im goldigen Haar und ein zweites an der Brust.

Nach dem ersten Akte wollte Zesim sie aufsuchen, doch der Graf kam ihm zuvor. Mit verbissenem Ingrimme sah der junge, heißblütige Offizier ihn in die Loge treten und die Hand, die ihm Dragomira mit einem Lächeln reichte,

an die Lippen führen. Die lebhafteste Unterhaltung, welche sich darauf zwischen Beiden entspann, steigerte Zesim's Qualen von Minute zu Minute. „Was geht denn eigentlich mit mir vor?“ fragte er sich, „ich glaube, ich bin eifersüchtig.“ Alle Zweifel, die ihm Anitta erregt hatte, alle die finsternen Gedanken, die sonst von Dragomira's Augen gebändigt auf dem Grunde seiner Seele ruhten, wurden von Neuem wach und mächtig.

Er meinte ersticken zu müssen, es zog ihn hinaus aus dem dumpfen, heißen Saal, an die frostige Luft und aus dieser wieder in den Zuschauerraum, doch nahm er seinen Sitz nicht mehr ein. Hinter einer Säule des Parterres stehend, konnte er Dragomira besser beobachten. Er hoffte, der Graf werde sich beim Beginn des neuen Aktes verabschieden, aber er hatte falsch gerechnet. Soltys blieb, und das Gespräch wurde immer lebhafter, immer vertraulicher. Erst kurz ehe der Vorhang zum dritten Male aufging, empfahl sich der Graf, und jetzt stieg Zesim die Treppe empor und trat mit gerötheten Wangen und flammenden Augen in Dragomira's Loge.

Sie schien seine Erregung nicht zu bemerken. Freudig, mit seltener Huld streckte sie ihm beide

Hände entgegen. „Warum so spät?“ fragte sie, „hast Du denn meine Zeilen nicht erhalten?“

„Du hast mir geschrieben?“

„Gewiß.“

Er zog das anonyme Billetdoux heraus. „Dieses Briefchen —“

„Ist von mir, ein Scherz — ich wollte Dich überraschen, mich recht hübsch machen und Dir ein wenig den Kopf verdrehen.“

„Ich bin seit Anfang hier.“

„Wie ist das möglich?“ sagte Dragomira unbefangen, „ich habe Dich nicht bemerkt.“

Zesim sah sie an, halb vorwurfsvoll und halb dankbar, und führte dann ihre kalte Hand an die glühenden Lippen. Sie feierte indeß mit einem stillen Lächeln ihren Triumph, der Geliebte gehörte wieder ihr, nur ihr.

2. Der Weg zum Paradies.

„Ob ich schon wandere im finsternen Thal, fürchte ich kein Unglück, denn Du, Herr, bist bei mir.“

Psalm 28, 4.

Ein unerwarteter Besuch. Sogar Dragomira, die Ruhige, Kalte, Muthige, zuckte ein wenig zusammen, als ihr Barichar die Karte des Pater Glinzki übergab. Doch faßte Sie sich sofort und rief: Eintreten. Barichar öffnete die Thür, und der Jesuit näherte sich ihr mit seiner elegantesten Verbeugung und seinem süßesten Lächeln. „Ich fürchte zwar lästig zu fallen,“ begann er, während Dragomira sich auf dem Divan niederließ und ihn mit einer echt königlichen Handbewegung einlud neben ihr Platz zu nehmen, „aber die Angelegenheit, die mich zu Ihnen führt, ist eine so ernste und wichtige, um nicht zu sagen heilige, daß ich wohl auf Vergebung rechnen darf. Handelt es sich doch um das Wohl meines theuren Grafen,

den ich erzogen habe, den ich gleichsam als mein Kind betrachte.“ Pater Gliniski machte eine Pause, er erwartete eine Frage, einen Einwurf, der es ihm erleichtert hätte, auf den eigentlichen Gegenstand, auf den Zweck seines Besuches zu kommen, aber Dragomira kam ihm nicht zu Hülfe, sie sah ihn im Gegentheil mit einer gewissen gleichgültigen Zerstreutheit an, welche zu sagen schien: Was geht denn mich Dein Graf an?

Pater Gliniski strich mit der rechten Hand über die linke, und dann wieder mit der linken über die rechte. „Sie errathen wohl, mein gnädiges Fräulein,“ begann er, „um was es sich handelt?“

„Nein, ich habe keine Ahnung,“ erwiderte Dragomira mit einer Harmlosigkeit, welche Gliniski, den erprobten Diplomaten des Ordens Jesu, für einen Augenblick aus der Fassung brachte.

„Ich wollte — ja — vor Allem muß ich Ihnen noch nachträglich mein Compliment machen. Sie haben lezthin als Sultanin superb ausgesehen.“

Dragomira lächelte. „Sehr verbunden,“ sagte sie, „aber Sie sind doch nicht zu mir gekommen, Hochwürden, um mir dies mitzutheilen?“

„Nein, gewiß nicht,“ lispelte der Jesuit, „ich habe nur bemerken wollen, daß auch mein Graf von Ihnen entzückt schien.“

„Er hat mir in der That sehr den Hof gemacht,“ fiel Dragomira unbefangen ein.

„Also habe ich mich nicht getäuscht,“ fuhr Vater Glinzki fort, „freilich, es ist sehr begreiflich, daß der Graf Ihnen huldigt und daß dies Ihnen einen unschuldigen Triumph bereitet, aber was Ihnen Beiden Vergnügen macht, das bereitet anderen Menschen Kummer und Unruhe, besonders mir, der den Grafen wie seinen Sohn liebt und nichts will als sein Glück.“

„Jetzt verstehe ich Sie ganz und gar nicht,“ warf Dragomira ein, „es ist mir, als sprächen Sie eine fremde Sprache.“

„Sie wissen doch, mein gnädiges Fräulein, daß der Graf verlobt ist.“

„Gewiß.“

„Daß diese Verbindung von zwei hochgeachteten Familien, ja vom ganzen Lande gewünscht wird.“

„Auch das.“

„Warum also stellen Sie sich unseren schönen Plänen so grausam entgegen?“

„Ich? —“ Dragomira erhob den Kopf und begann zu lachen. „Ich denke nicht daran.“

„Sie dulden aber doch, daß der Graf Ihnen huldigt.“

„Kann ich es ihm verbieten? Ich würde mich

einfach lächerlich machen. So lange er nichts thut, was nach den Begriffen der Welt tadelnswerth oder unpassend ist, bin ich ihm gegenüber wehrlos.“

„Sie weichen mir aus,“ erwiderte Glinzki, „denn ich bin gewiß, daß Sie den Graf ermuntern.“

„Nicht im Mindesten.“

„Ich bitte Sie, mein Fräulein, bleiben wir bei der Sache. Mir ist es nicht um ein Wortgefecht zu thun. Es wäre ein Unglück für uns Alle, wenn die Verbindung des Grafen mit Fräulein Oginski zurückginge, und Sie sind heute bereits ein Hinderniß dieser Verbindung. Ich lasse mich nicht irre machen, es ist so, und deshalb bitte ich Sie, geben Sie den Grafen auf.“

„Wie kann ich aufgeben, was nicht mein ist? Der Graf hat mir bis jetzt kein Wort von Liebe gesprochen, und Sie können überzeugt sein, daß wenn er es thäte, ich ihn nicht anhören würde.“

„Das sind wieder nur Ausreden, mein Fräulein,“ entgegnete der Jesuit. „Sie wollen mir durchaus nicht Stand halten. Ich sehe schärfer als Sie meinen, und ich bin nicht mehr im Zweifel darüber, daß Sie bestimmte Absichten in Bezug auf den Grafen haben.“

„Ich bitte mich mit Ihren Einbildungen zu

verschonen," fiel Dragomira kalt und streng ein, „ich liebe den Grafen nicht, und damit genug.“

„Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein, Sie mißverstehen mich. Ich glaube nicht, daß Sie Absichten auf sein Herz haben.“

„Noch weniger auf seine Hand," sagte sie stolz.

„Auch nicht auf seine Hand," versetzte Pater Glinzki, „Sie haben andere Pläne —“

„Was für Pläne?“

„Ich will ehrlich sein," sprach der Jesuit.

„Es wird Ihnen wohl schwer werden in diesem Gewande," spottete sie.

„Ich sage es offen," fuhr Glinzki fort, „noch bin ich mir unklar über die Absichten, welche Sie verfolgen, aber daß Sie ein Ziel vor Augen haben, dessen bin ich sicher, und mir ahnt, daß es nichts Gutes ist, was den Grafen durch Sie erwartet.“

„Wenn ich wirklich Absichten habe," sprach Dragomira mit eisiger Ruhe, „dann geben Sie sich keine Mühe, dann werde ich dieselben nicht so leicht aufgeben.“

„Das wollte ich nur wissen," entgegnete der Jesuit, „Sie gestehen also, daß Sie ein bestimmtes Ziel in Bezug auf den Grafen verfolgen.“

„Ich bitte sehr, Sie legen mir Ihre eigenen Gedanken in den Mund. Ich habe nichts gesagt.“

„Wieder Worte, ich streite nicht um Worte. Ich bin gezwungen, in Ihnen von jetzt an den bösen Engel des Grafen zu sehen und habe die Pflicht Alles aufzubieten, um ihn von Ihrem Zauber zu erlösen. Ich will sein Glück, Sie aber —“

„Wer sagt Ihnen,“ unterbrach Dragomira, „daß ich es nicht will? Ein Jeder glaubt den Weg zum Paradiese zu kennen, welcher ist der richtige? Sie gehen den Ihren, ich den meinen, Beide im guten Glauben, das ewige Licht zu finden.“

Pater Glinzki sah Dragomira befremdet an.

„Sie wollen mir entgegentreten,“ fuhr sie fort, „ich nehme den Kampf auf, ich fürchte nichts in dieser Welt, denn mit mir ist Gott.“

Der Jesuit blieb sprachlos. Hatte er bisher geglaubt Dragomira zu durchblicken, so stand er jetzt mit einem Male vor einem Räthsel. Es wurde ihm schwer, seine Verwirrung zu verbergen, so daß er aufathmete, als Henryka Monfony eintrat und dem Gespräch ein Ende machte. Während sie Dragomira in schwärmerischer Extase umarmte und küßte, erhob er sich und nahm seinen Hut.

„Sie gehen schon?“ fragte Dragomira lächelnd.

„Ich denke, wir haben uns nichts weiter zu sagen,“ gab Glinzki lauernd zur Antwort.

„Also Krieg?“

„Wie Sie wollen.“ Der Jesuit verneigte sich und schied mit einem mitleidigen Blick auf Henryka, welche, den Arm um Dragomira geschlungen, verwundert da stand.

„Was wollte er nur?“ fragte sie, als er fort war.

„Er bildet sich ein, daß ich Anitta den Grafen Soltyk wegangeln will.“

„Sie?“ Henryka lachte laut auf. „Wie wenn Sie es hindern könnten, daß alle Männer den Kopf verlieren, sobald Sie in ihre Nähe kommen. Daß Soltyk für Sie glüht, das glaube ich selbst, aber Ihnen ist es vollständig gleichgültig, nicht wahr?“

„So ist es.“

„Sie sind geboren, um geliebt zu werden,“ fuhr Henryka fort, „aber Sie selbst sind über alles Irdische erhaben, ich fühle es, und gerade deshalb zieht es mich mit übernatürlicher Gewalt zu Ihnen hin.“ Dragomira hatte sich im Lehnstuhl beim Kamin niedergelassen. Henryka kniete vor ihr und erhob die schwärmerischen blauen

Augen fast verzückt zu derselben. „Ja, ich bete Sie an wie ein höheres Wesen, wie eine Heilige,“ fuhr sie fort, „neben Ihnen erscheinen mir alle Anderen so gewöhnlich, so schaal, sogar Anitta, die ich vorher wie eine Schwester liebte.“

„Das ist Unrecht.“

„Ich kann nicht anders, weisen Sie mich nicht zurück, und wenn ich nicht würdig bin Ihre Freundin zu heißen, so lassen Sie mich Ihre Dienerin sein.“

„Was für Grillen, kleine Thörin,“ erwiderte Dragomira, sie leicht auf die Wange schlagend.

„Wollen Sie mich glücklich machen? ja?“

„Gewiß, wenn es in meiner Macht liegt.“

„Dann nennen Sie mich Du.“

„Wenn Sie es wünschen, von Herzen gern.“

Henryka umschlang sie und küßte sie. „Hast Du mich auch ein wenig lieb?“ fragte sie leise.

„Ja.“

„Dann darf ich wohl stets um Dich sein?“

„Was würden Deine Eltern dazu sagen,“ gab Dragomira zur Antwort, „und dann — Du bist ein Kind, Henryka, unwissend, unerfahren, ich dagegen bin eingeweiht in Dinge, die mehr als ein Männerherz erstarren machen würden. Du kennst das Leben nicht, Dir erscheint die

Welt noch im Glanz und Duft des Frühlings, ich aber habe in den Abgrund des Daseins geschaut, mir sind schreckliche Geheimnisse offenbar geworden. Ach! glaube mir, geboren werden ist ein größeres Unglück als zu sterben. Wie entsetzlich ist des Menschen Schicksal hier auf Erden, Du weißt es nicht, Du ahnst es nicht einmal, aber ich — ich weiß zu viel von diesem Elend.“

„Und doch bist Du nicht muthlos.“

„Ich fürchte nichts in dieser Welt, denn bei mir ist Gott,“ Dragomira's Stimme klang wie eine eiserne Saite bei diesen Worten, und in ihren Augen loderte ein erhabener, hinreißender Fanatismus.

„Ja, Du bist nicht aus demselben Stoff gemacht wie wir,“ murmelte Henryka, vor ihr in die Kniee zurückgesunken und sie mit einer Art heiligem Schauer betrachtend, „Du erscheinst mir zugleich wie eine Prophetin und Richterin des alten Testaments, begeistert, gotterfüllt und wieder streng und gebieterisch. Du gehst andere Wege als wir Alle. Mir sagt es eine innere Stimme. Nimm mich mit auf Deiner Pilgerfahrt, ich folge Dir, wohin Du willst. Ich sehe das verlorene Paradies vor mir und kann den Weg nicht finden, Du kennst ihn, nimm mich mit.“

Dragomira sah sie lange ernst und traurig an, dann fuhr sie ihr leise mit der Hand über die seidenen braunen Flechten. „Armes Kind,“ murmelte sie, „weißt Du auch, was Du verlangst? Der Weg, den ich gehe, ist schwer und dornenvoll, reich an Schmerzen, reich an Thränen. Bleibe mir fern, ich rathe es Dir.“

„Nein, nein,“ flehte Henryka, „ich will an Deiner Seite leben und sterben.“

„Du, mit diesem weichen Herzen?“

„Ich will Deine Dienerin sein, Deine Schülerin, Deine Bundesgenossin.“

„Bedenk' es wohl.“

„Ich will, Dragomira, ich will.“

„Gut, ich werde Dich auf die Probe stellen.“

„Thu' es.“

„Hör' mich also an.“

Henryka richtete sich auf und blickte, die Arme auf Dragomira's Kniee gestützt, erwartungsvoll in das kalte, leuchtende Antlitz derselben.

„Das Erste, was Du lernen mußt,“ fuhr Dragomira fort, „ist die Demuth, denn wer hochmüthig ist, kann Gott nicht erfassen und seiner Liebe nicht theilhaftig werden. Nur aus der tiefsten Erniedrigung kannst Du Dich zum wahren Glauben erheben, deshalb hat Christus

einst seine Jünger unter den Armen und Niedrigen erwählt. Wird Deine Eitelkeit es ertragen, diese reichen Gewänder von sich zu werfen, dem Schmuck des Haares zu entsagen? Wird Dein Stolz sich nicht dagegen aufbäumen, jedem Deiner Brüder zu dienen und von keinem Dienste anzunehmen, keinen zu kränken und jede Beleidigung um Deines Heilands Willen gleichmüthig zu erdulden?"

„Ja.“

„Wirst Du gehorsam sein, auch dann, wenn man Dir Befehle ertheilt, die Dich beschämen oder Dir Schmerz bereiten?"

„Auch dann.“

„Wirst Du den Freuden dieser Welt entsagen können?"

„Ich bin bereit, mit Dir in die Wüste zu gehen.“

„Wenn dies Dein Ernst ist, Henryka," sprach hierauf Dragomira mit der Hoheit einer Priesterin, „so will ich Dich in Gottesnamen Schwester nennen, und Du sollst mir dienen und gehorsam sein, bis der Tag kommt, wo Du Gott genug gethan und er Dich aufnimmt in seinen neuen Bund. Hiermit mache ich Dich zu meiner Magd.“ Sie richtete sich auf und gab ihr einen Schlag

auf die Wange. „Hier, küsse die Hand, die Dich gezüchtigt.“

Henryka gehorchte willig und warf sich dann begeistert über Dragomira's Füße, um sie mit Küssen zu bedecken. „Ich will Deine Sklavin sein,“ flüsterte sie, „es ist so leicht und süß Dir zu gehorchen.“

„Meinst Du?“ erwiderte Dragomira, „für den Anfang bin ich mit Dir zufrieden. Du findest Dich rasch in Dein neues Loos. Doch wirst Du mich erst kennen lernen. Gott sei Dir gnädig, wenn Du Dich gegen mich auflehnt; Du hast jetzt nicht mehr zu denken, ich denke für Dich, Du hast keinen Willen als den meinen. Du bist nichts und ich bin Alles.“ Sie erhob das Haupt wie eine Herrscherin und setzte langsam den Fuß auf Henryka's Nacken, während diese, von einer räthselhaften Angst erfaßt, leise und heimlich zu weinen begann.

3. Lebende Karten.

„Die Spinne wob ein Netz, der Männer
Herzen zu fangen.“

Shakespeare, Der Kaufmann von Venedig.

„Du mußt fühlen,“ sagte eines Morgens
beim Kaffee Frau Dginska zu ihrem Gatten,
„daß wir uns Soltyk gegenüber revanchiren
müssen.“

Da seine Frau es wünschte, war Dginski
sofort von diesem Gefühl lebhaft durchdrungen.

„Du meinst, meine Geliebte, daß auch wir ein
Fest geben müssen.“

„So ist es.“

„Wie sollen wir aber mit Soltyk in Bezug
auf Pracht rivalisiren?“

„Das ist allerdings schwer,“ erwiderte Frau
Dginska, „deshalb müssen wir etwas ganz Drigi-
nelles ersinnen. Das ist Deine Sache.“

„Etwas Driginelles, ja, aber wie soll ich dieses

Originelle finden, ich habe nicht den erfinderischen Kopf, der dazu gehört.“

„Ziehe die Bücher in der Bibliothek zu Rathe, bei dieser Gelegenheit werden sie doch wieder einmal abgestaubt.“

Oginski seufzte, zündete seine Pfeife an und ging in die Bibliothek. In den Werken, die er aufschlug, fand er allerdings nichts, aber es kam ihm hier zwischen den hohen Schränken ein guter Gedanke. Er erinnerte sich eines alten Schulfreundes, der den unglücklichen Einfall gehabt hatte, Poet zu werden, und halb verhungert in einer Dachstube der Altstadt wohnte, zusammen mit einem großen Kolkraben und zwei Katzen. Triumphierend erschien der alte Herr vor den Damen und rief: „Ich hab's.“

„Was also? Laß uns erst hören und prüfen.“

„Nein, nein, es ist erst eine Idee, noch nicht reif, ich will hinaus und mir die Sache überlegen.“ Er kleidete sich an und ging in die Stadt. Nachdem er so vorsichtig gewesen war erst bei einem französischen Koch einzutreten und eine große Pastete nebst einem halben Duzend Flaschen guten Bordeaux dem Poeten zuzusenden, kam er selbst, umarmte und küßte den ehemaligen Studiengenossen und brachte sein Anliegen vor.

Der Poet, der bereits in bester Laune war, denn er hatte sofort die Pastete angeschnitten und die erste Flasche entkorkt und zur Hälfte geleert, hüllte sich wie die Priesterin, von der man Orakelsprüche verlangt, in eine Wolke von Dampf, den er seinem Tschibuk entlockte, und legte den Finger an die Nase.

Es währte nicht lange, so regnete es Einfälle jeder Art, wie Blüthen im Lenz, großartige und drollige, barocke und sentimentale, so daß Dginski Mühe hatte, dies Alles rasch genug in sein Notizbuch zu notiren. Wieder eine Umarmung und zwei schallende Küsse auf die Wangen, dann verließ Dginski befriedigt die kleine Stube, und eine Viertelstunde später trat er stolz in das Zimmer seiner Frau.

„Also, bist Du im Reinen?“

„Nein, noch nicht.“

„Du sagtest doch, Du hättest eine Idee.“

„Das ist es eben, ich habe zwanzig Ideen und alle superb, höre nur einmal.“ Er zog sein Notizbuch hervor und begann zu lesen. Seine Frau sah ihn an, erst verwundert, dann zum ersten Male mit einem gewissen Respekt. „Hübsch, sehr hübsch,“ sagte sie von Zeit zu Zeit, „allerliebste, mir wird die Wahl schwer.“

Endlich einigte man sich aber doch, und nachdem Dginski seinen alten Freund noch zweimal besucht hatte, übernahm er selbst die Ausführung seiner Idee, wählte unter der Jugend die nöthigen Personen, gab die Kostüme an, erteilte den Schneidern Winke und hielt, als Alles bestens in Ordnung war, die nöthigen Proben ab.

So kam der Tag des Festes heran. Anitta, die sich durchaus nicht in jener Stimmung befand, die man von einem jungen lebensfrohen Mädchen Angesichts einer der Freude geweihten Nacht erwartet, war eben damit beschäftigt mit Hilfe ihrer Zose an ihre Toilette die letzte Hand zu legen, als ihre Mutter eintrat und sie kalt und vorsichtig musterte, wie man eine Waffe vor dem Duell oder dem Gefechte noch ein letztes Mal zu prüfen pflegt.

„Du siehst gut aus, mein Kind,“ sagte sie endlich, „aber Du mußt ein wenig Rouge auflegen, Du bist bleich.“

Anitta zuckte verächtlich die Achseln.

„Was hast Du? Dir fehlt etwas.“

„Siehst Du das erst heute?“

„Ah! wieder diese Grillen,“ murmelte Frau Dginska, „Dir fehlt Jadewski? Wir konnten ihn doch nicht einladen, und es ist besser so, Du hast

um so mehr Gelegenheit, Dich dem Grafen zu widmen. Siehst Du nicht, daß Dragomira Dir ihn abjagen will, dulde es nicht.“

Anitta lächelte spöttisch. „Ich gönne ihr Soltyk von ganzem Herzen.“

„Närrin.“

Schon fuhren die ersten Wagen vor. Dginski stand bereits auf der Treppe und zwängte seufzend seine großen Hände in die engen, weißen Handschuhe. Die Damen traten in den Saal. Der Erste, welcher erschien, war Graf Soltyk.

„So pünktlich, lieber Graf,“ lispelte Frau Dginska mit einem süßen Lächeln.

„Dort, wo man gern kommt, versäumt man keine Minute.“

„Ich bin glücklich, daß Sie sich bei uns heimisch fühlen.“

Anitta sprach kein Wort, sie stand neben ihrer Mutter wie eine Todte, ihre dunkeln Augen starrten gleichsam entseelt in das Leere. Es währte geraume Zeit, ehe die Gesellschaft vollzählig war, noch während der Polonaise, welche Soltyk mit der Herrin des Hauses anführte, erschienen einzelne verspätete Gäste. Dragomira verweilte überdies noch einige Zeit in der Garderobe, wo Henryka sie erwartete. Sie trat

in den Saal, als der erste Walzer getanzet wurde, sie war ganz in weiße Seide und weiße Spitzen gehüllt und mit großen Perlen geschmückt. Kaum hatte Soltys sie erblickt, als er seine Tänzerin zu ihrem Sitze geleitete und sich Dragomira näherte. „Eine symbolische Toilette,“ begann er mit einem herben Lächeln, „Eis und Schnee.“

„Und Thränen,“ fügte sie ruhig hinzu, indem sie die Perlen, die ihren vollen Arm umwanden, durch ihre Finger gleiten ließ.

„Darf ich Sie um eine Tour bitten?“

„Ich danke, ich tanze nicht.“

„Auch keine Francaise?“

„Nur eine — im Kostüm. Ich konnte mich nicht ausschließen, aber für diese bin ich bereits versagt.“

„Sie wirken also bei der Ueberraschung, die uns bevorsteht, mit?“

„Ja.“

„Dann bin ich um so neugieriger.“

„Haben denn solche Dinge noch ein Interesse für Sie?“

„Warum nicht,“ erwiderte der Graf, „ich liebe Pracht und Glanz, Licht, Farbe, Alles, was uns ein ungewöhnliches Bild giebt, uns diese ein-

tönige aschgraue Wirklichkeit, die uns zu ersticken droht, für kurze Zeit vergessen macht.“

„Ich verstehe, wir geben Ihnen Opium.“

„Warum nicht, ein schöner Traum ist nicht zu verachten, das Leben ist auch nur ein Traum, aber ein häßlicher.“

„Sie finden das?“ Dragomira sah ihn durchdringend an.

„Ja.“

„Und ist das Ihr voller Ernst oder nur eine Ihrer wilden Sultanslaunen?“

„Mein voller, trauriger Ernst.“

„Dann geben Sie mir Ihre Hand, Leidenschaftsbruder.“

Rasch ergriff Soltys die dargebotene Rechte der schönen Sphinx, und ein leiser Druck ging wie ein elektrischer Schlag von ihr zu ihm und wieder zurück.

Als der Walzer zu Ende war, ging Oginski durch den Saal und berief alle Jene, die bei der Inszenesetzung seiner Idee betheilt waren, durch leise Winke einer Art Freimaurersprache in die Garderobe. Eine kurze Pause, dann traten zwölf Paare in polnischem Nationalkostüm in den Saal und begannen eine Mazur zu tanzen. Da je zwei Paar eine andere Farbe trugen, so

brachte der rasche Wechsel der Figuren, das Durcheinanderschießen der Kontuschi und Konfederatki in Roth, Blau, Grün, Gelb, Weiß und Viole ein reizvolles Bild voll anmuthiger Bewegung hervor und täuschte die entzückten Zuschauer über die Zeit hinweg, welche die Entflohenen nöthig hatten, um sich zu kostümiren. Eine neue Pause. Dann öffneten sich die Flügelthüren und ein glänzender Zug trat in den Saal. Voran Oginski in der Pracht eines altpolnischen Marschalek mit dem Stab, als Festherold, dann eine Musikbande in türkischer Tracht des vorigen Jahrhunderts, und hierauf ein Spiel lebender französischer Karten, die vier vornehmsten kriegführenden Mächte aus der Zeit des siebenjährigen Kriegs darstellend.

Zuerst Frankreich, Coeur, als Afß ein Page mit der Reichsfahne, dann der König Ludwig XV. die Marquise von Pompadour, Anitta, an der Hand führend, hinter ihnen als Bube der Herzog von Soubise. Diesem auf dem Fuße die neun übrigen Karten als französische Gardisten. Jede Figur trug vorne an der Brust das Embleme der Karte, die sie vorstellte.

Es folgte Pique, Preußen. Ein Hofjunker mit der Fahne als Afß, Friedrich der Große mit

Henryka als Königin, als Bube Ziethen, die übrigen Karten vom Zweier bis zum Zehner als preußische Grenadiere.

Carreau war Oesterreich. Die hochgewachsene, üppige, blonde Livia sah als Maria Theresia wahrhaft prächtig aus, sie schritt stolz an der Hand ihres Gemahls Franz I. hinter dem Arzier mit dem Banner, als Bube figurirte in dieser Gruppe Marschall Daun, dem Panduren in rothen Mänteln folgten.

Den Schluß bildete Rußland, Treff. Ein Soldat der Preobraschenski'schen Garde mit der Fahne. Dragomira als Czarin Elisabeth, an Stelle des Königs deren Günstling Alexis Rasumowski, dann der General Graf Apraxin und Kosaken.

Der Eindruck war ein glänzender. Auf den Gesichtern der Zuschauer malten sich Ueberraschung und Wohlgefallen. Von Zeit zu Zeit lief ein beifälliges Murmeln durch den Saal. Nachdem der Zug den letzteren dreimal umschritten hatte, gruppirten sich die lebenden Karten in einem prächtigen, farbenglühenden Tableau an der Hauptwand, voran die Majestäten.

Jetzt brach ein wahrer Sturm von Beifall aus, man klatschte in die Hände und rief laut bravo wie im Theater.

Nachdem hierauf die französischen Gardisten und die preussischen Grenadiere eine Art Waffentanz aufgeführt hatten, tanzten die Kosaken und Panduren vereint den wilden, malerischen Kosak und zum Schluß die vier königlichen Paare eine Menuette.

Dann löste sich das prächtige Bild auf, und die Herren drängten sich an die vier Königinnen des Spiels, um ihnen ihre Huldigung darzubringen.

Dragomira war die Erste, welche sich mit ihrem marmornen Gleichmuth diesem galanten Feuerwerk entzog, ihr Blick suchte Soltyk, der seitwärts stand und sich begnügte sie stumm zu bewundern. Ein Wink mit dem Fächer, und er war an ihrer Seite.

Von Neuem klangen die bestrickenden Weisen durch den weiten, herrlich geschmückten Raum, und wieder begann das leichte Werben, das flüchtige Gewähren und Versagen, das liebliche Spiel der Augen, das holde Geplauder so vieler blühenden Lippen, das bacchantische Wogen des Tanzes, aber abseits dieses heißen Wirbels gab es zwei Menschen, die wie auf einem einsamen Eiland nur für einander zu athmen schienen. Der Graf und Dragomira hatten sich in ein kleines Kabinet geflüchtet, in das die Musik, die fröhlichen Stimmen, das Klauschen der Roben nur wie fernes Brausen eines

Meeres hereindrang. Sie saß auf einem kleinen Sopha in der Ecke und er ihr gegenüber auf einem Stuhl ohne Lehne. Von Zeit zu Zeit sprachen sie ein paar Worte, nicht mehr, aber sie sahen sich an, und Jedes las in dem Blicke des Andern. Er neigte sich zu ihr, nur ihr Fächer trennte sie, aber sie bedurfte keines Schutzes, sie wußte nicht was Schwäche sei. Aber durch das Eis, das sie umgab, drang etwas, eine leise Wärme, die den Grafen ermutigte; er fühlte, daß sie ihn mit anderen Blicken betrachtete als alle Uebrigen, und er begann zu hoffen.

Unerwartet faßte er ihre Hand. Sie überließ sie ihm und ließ sogar die zweite mit dem Fächer sinken, aber ihre kalten Augen hielten ihn fest gebannt.

„Dragomira —“ stammelte er.

„Was wollen Sie?“ fragte sie ruhig.

„Daß Sie mich anhören.“

„Wozu? Ich weiß, was Sie mir sagen werden. Und Sie müßten ebenso meine Antwort kennen.“

„Wie soll ich?“

„Ich habe nur eine für Sie. Erinnern Sie sich Ihrer Pflichten.“

„Sie glauben doch nicht, daß ich der Mann bin, Ketten zu tragen, die mir lästig sind?“

„Nein, das glaube ich nicht,“ sprach Dragomira, nachdem sie ihn einen Augenblick prüfend angesehen hatte, „aber für diesmal genug davon. Verlassen Sie mich jetzt.“

Der Graf gehorchte, ohne nur einen Blick des Widerspruchs zu wagen, und Dragomira blieb allein, doch nicht lange. Plötzlich rauschte der Thürvorhang und Anitta kam herein.

„Vergebung,“ sagte sie, „ich dachte den Grafen hier zu finden.“

„Eine sonderbare Idee,“ erwiderte Dragomira mit einem bösen Lächeln.

„Bei Ihnen ist das Sonderbarste gerade das Gewöhnlichste.“

„Wie soll ich Sie verstehen?“

„Glauben Sie nur nicht,“ fuhr Anitta fort, „daß ich Ihnen Soltyk streitig mache.“

Jetzt erhob sich Dragomira, faßte Anitta's Hand und heftete ihren eisigen Blick drohend auf das arme, bebende Mädchen. „Treten Sie mir nicht in den Weg,“ murmelte sie, „ich warne Sie, noch habe ich Mitleid mit Ihnen, aber fordern Sie mich nicht heraus.“ Sie schritt langsam hinaus, während Anitta ihr mit sprachlosem Entsetzen nachblickte.

4. Im Irrgarten der Liebe.

„Er nährt die Schlangen, die sein Herz
zernagen.“ Shelley. Königin Mab.

Nach Herrn Dginski traf den Vater Henryka's, Herrn Monkony, die Reihe, ein Fest zu geben. Er hatte sich für eine Schlittage nach seinem Gute Komschin entschieden, das über Myschkow hinaus vier Stunden von Kiew entfernt an der Landstraße lag.

Um Mittag sammelten sich die Schlitten vor dem Hause Monkony's in Kiew, die Ankommenden stiegen die Treppe empor, um noch vorher im angenehm durchwärmten Speisesaal stehend ein echt polnisches Frühstück zu nehmen, wobei vor Allem den verschiedenen Masurki (polnische Torten) und Liqueuren zugesprochen wurde. Es war bestimmt, daß je eine Dame mit ihrem Cavalier in einem Schlitten Platz nehmen und daß das Ganze einen Kulik aus der Zeit des Stanislaus August

darstellen sollte, also das Roccoco verbunden mit dem Reichthum altpolnischen Kostüms.

Unter den Geladenen befand sich auch Zesim Zadewski. Dragomira hatte es befohlen, und Henryka hatte sich beeilt seinen Namen auf die Liste zu setzen. Als er die Stufen hinaufstieg, traf er auf dem ersten Treppenabsatz Dragomira. Er erkannte sie erst, als ihre kalten blauen Augen ihn zärtlich anlächelten und ihre kleine Hand aus dem weiten Ärmel des grünsamtenen, goldverschmückten Zobelpelzes hervorkam, um ihn zu begrüßen, so fremdartig schön war sie unter dem weißen Puder, der blendend wie Winterschnee ihr hochfrisirtes Haar bedeckte. Zesim zögerte, ihre Hand zu ergreifen.

„Es scheint, Du kennst mich nicht mehr,“ sprach das schöne Mädchen mit liebenswürdigem Spott.

„So ist es,“ gab Zesim zur Antwort, „wie soll ich verstehen was man mir von Dir erzählt, was ist aus der Nonne von Bojary nicht Alles geworden!“

„Nun, was also?“

„Eine Weltbete.“

„Das wolltest Du ja.“

„Eine siegreiche Kokette.“

„Die natürliche Folge.“

„Das Idol des Grafen Soltyk.“

„Auch das, und was weiter?“

„Dragomira, willst Du mich quälen, oder liebst Du mich nicht mehr?“

„Du bist einfach ein Narr,“ sagte sie mit un-nachahmlicher Grazie, „gieb mir den Arm.“

Zesim gehorchte.

„Wenn ich Soltyk bezaubern will,“ fuhr sie fort, „so verfolge ich einen bestimmten Zweck damit. Von Liebe ist dabei nicht die Rede.“

„Beweise es mir, indem Du mich heute zu Deinem Kavaliere machst.“

„Gern, aber das hängt nicht von mir, sondern von Pater Glinzki ab.“

Oben angekommen nahm Zesim den Jesuiten bei Seite und brachte sein Anliegen vor. Dieser lächelte fein. „Ich kann nichts thun,“ erwiderte er, „das Loos wird entscheiden.“

„Sobald Sie es wollen, Hochwürden, wird das Loos zu meinem Gunsten fallen.“

Glinzki lächelte wieder und drückte Zesim ver-stohlen die Hand.

Zwei Basen, welche die Loose enthielten, wurden durch Kosaken hereingebracht. Anitta und Dragomira wurden damit betraut, die zusammen-

gerollten kleinen Zettel zu ziehen, während Pater Glinzki dieselben verlas und sofort in eine dritte Base warf, so daß jede Kontrolle unmöglich war. So kam es denn, daß Soltys Anitta's Kavalier wurde und Dragomira Zesim zum Begleiter erhielt.

Nachdem die letzten Zettel eröffnet waren, eilte man sich einzuhüllen, und dann strömte die ganze glänzende Gesellschaft die Stufen hinab und bestieg die Schlitten, welche sich langsam in Bewegung setzten. Voran ritt ein Herold in polnischer Tracht mit dem Wappen der Monkony, es folgten sechs Trompeter und zwei Paukenschläger, zwanzig Kosaken, ein großer Schlitten mit dem Musikchor in türkischem Kostüm, ein zweiter mit allerhand grotesken Masken, Bären, polnischen Juden, Bettelmönchen, riesigen Hähnen und den Figuren der italienischen Pantomime gefüllt, dann die Schlitten mit den Herren und Damen, Dginski mit Frau Monkony, Monkony mit Frau Dginska, Soltys mit Anitta, Henryka mit Bellarew, Zesim mit Dragomira. Neben den Schlitten ritten junge Kavaliere in polnischer Tracht, Krakusen, die viereckigen rothen Mützen mit Pfauenfedern geschmückt, schlossen auf kleinen Pferden, deren Mähnen mit bunten Bändern geschmückt waren, den Zug.

Raum hatte man die Stadt im Rücken, flogen Pferde und Schlitten, fliehenden Tauben gleich, auf der prächtigen Schneebahn dahin. Wie im Fluge eilte man an Dörfern und Weilern, an Wald und Hügeln vorbei und war, wie von einer guten Fee entführt, plötzlich in Romſchin, wo die Bauern im Sonntagsstaat die Ankommenden erwarteten und mit lautem Jubel begrüßten.

Am Fuße der Treppe harrte der altpolnische Marschalek mit dem Stab, umgeben von Dienern in der Tracht des vorigen Jahrhunderts, während hinter dem Herrensitz die kleinen eisernen Kanonen, ein adeliges Spielzeug aus der Zeit der Menuette und des Zopfes, zum Willkomm gelöst wurden,

Paarweise erstieg die Gesellschaft jetzt die Treppe, und nachdem sich Jedermann der winterlichen Hüllen entledigt und die Damen vor dem Spiegel ihre Toilette geordnet hatten, ging es zur Tafel, auf der das alte, massive Silberzeug der Familie paradierte und die Babi (Kuchen) sich in Form des Thurmes von Babel zu unglaublicher Höhe erhoben.

Während des Diners verfinsterte sich der Himmel, und kurz vor dem Dessert fiel plötzlich der Schnee zur Erde, nicht in Flocken, sondern gleich in riesigen schweren Massen. Es war wie

wenn der weiße winterliche Himmel mit einem Male zur Erde stürzen würde, und zugleich erhob sich ein gewaltiger Sturm, der wüthend an Fenstern und Thüren polterte, die Mauern von Zeit zu Zeit erzittern machte und im Posaunenton des letzten Gerichts zu den Rauchfängen hereinblies.

Der Marschalek meldete mit betrübter Miene, daß ein Schneewirbel, der winterliche Samum der sarmatischen Fläche, im Anzug sei. Im ersten Augenblick sahen sich Alle betroffen an, denn es fehlte nicht an Beispielen, wo dieser wilde Gast der Steppe das weite Land für viele Tage unter seinem schweren, flimmernden Leichentuch förmlich begraben und die Menschen in ihren Häusern zwischen Wänden aus Eis und Schnee eingemauert hatte, doch Monfongy gab der Sache sofort eine heitere Wendung.

„Was könnte ich mir als Hausherr Besseres wünschen,“ rief er laut, „als wenn Sie Alle, meine lieben Gäste, für eine Woche meine Gefangenen wären. Verhungern werden wir nicht und auch nicht verdursten, an Musik fehlt es uns auch nicht, das Einzige ist — was ich sogleich ankündige — daß die jungen Herren gezwungen

sein werden, alle zusammen im Ballsaal auf Stroh zu schlafen.“

Man lachte hierauf und klatschte Beifall, Niemand grämte sich weiter. Ein Jeder gab sich sorglos dem Vergnügen hin und ließ den Sturm weiter rasen.

Die Tafel wurde unter diesen Umständen viel später aufgehoben, als beabsichtigt war. Ein weißer Vorhang schnitt das Herrenhaus von der übrigen Welt ab, und so wurde es früher Nacht als sonst. Man zündete die Lichter an und die Kerzen in den vergoldeten Armleuchtern an den Wänden, und da es zu früh schien, um zu tanzen, so spielte das junge Volk Gesellschaftsspiele, während die älteren Herrschaften die Spieltische aufsuchten.

Nachdem Zesim, Soltyk und Sessawin ihren ganzen Witz erschöpft hatten, machte Pater Glinzki den Vorschlag, lebende Bilder zu stellen. Derselbe fand großen Beifall, und man schritt sogleich zur Ausführung.

In einem Nebenzimmer wurde eine Bühne improvisirt, die Thür ausgehoben und durch einen Vorhang ersetzt, vor dem die Stühle für die Zuschauer aufgestellt wurden.

Das erste Tableau stellte Judith und Holo-

fernes dar. Soltyk lag als assyrischer Feldherr schlafend auf einem türkischen Divan, und vor ihm stand Dragomira, mit einer goldgestickten Tischdecke drapirt, von ihrem aufgelösten Goldhaar umfluthet, mit Perlen geschmückt und einen Handschar schwingend, bereit, ihm das Haupt vom Rumpf zu trennen.

Als der Vorhang wieder zugezogen war, ließ sich Dragomira rasch neben dem Grafen nieder. „Haben Sie verstanden?“ flüsterte sie ihm lächelnd zu, „man warnt Sie vor mir, nehmen Sie Ihren Kopf in Acht.“

„Die Warnung kommt zu spät.“

„Sie sagen das so tragisch.“

„Mir ist auch sonderbar zu Muth,“ erwiderte er, „als hätte mich ein türkischer Korsar an seine Galeere gefesselt. Ich bin irre an Ihnen, und doch kann ich mich nicht frei machen.“

Der Jesuit begann jetzt das zweite Bild zu stellen. Dragomira zog sich in eine Ecke zurück, in der ein alter Lehnstuhl stand, und Soltyk folgte ihr. „Sie machen mir Vorwürfe,“ begann sie, „haben Sie auch ein Recht dazu?“

„Gewiß, Sie nennen mich Ihren Leidensbruder, ich wage es zu hoffen, daß zwischen uns ein geheimes Band besteht, das uns von den anderen

Menschen unterscheidet, und muß die Entdeckung machen, daß Sie für einen jungen, unbedeutenden Offizier ein ungleich liebenswürdigeres Lächeln und wärmere Blicke haben als für mich.“

„Ah! Sie sind eifersüchtig.“

„Ja denn, ich bin es.“

„Das ist ja köstlich, das amüsiert mich.“

Die Klingel ertönte. Das zweite Tableau präsentirte sich dem Publikum. Die vier Jahreszeiten. Anitta als Frühling, Henryka als Sommer, Kathinka als Herbst und Livia den Winter darstellend.

Pater Gliniski berief jetzt Soltyß zu dem dritten Bilde.

„Lassen Sie mich in Ruhe,“ sagte der Graf leise.

„Jetzt am wenigsten,“ erwiderte der Jesuit ebenso, „sehen Sie denn nicht, daß Ihr Benehmen auffällt und beleidigt.“

Soltyß folgte ihm widerstrebend. „Haben Sie vielleicht eine neue Allegorie vor?“ fragte er höhnisch.

„Also haben Sie mich doch verstanden,“ gab Pater Gliniski zur Antwort, „Sie brauchen einen Schutzgeist, und der bin ich. Ich weiß noch nicht, was dieses Mädchen beabsichtigt, aber daß Ihnen von dieser Seite eine Gefahr droht, das ahne, das fühle ich.“

„Gefahr? warum nicht,“ sprach Soltyk im Tone souverainen Uebermuthes, „aber mich reizt diese Gefahr und folglich auch diese schöne Tigerin.“

Das dritte Bild stellte eine Scene aus dem Epos *Grazyna* des Adam Mickiewicz dar. Livia als *Grazyna*, in Rüstung und Bärenfell, wird als Siegerin sterbend auf dem Schlachtfelde von ihren Getreuen aufgefunden und betrauert.

Stürmischer Beifall folgte dem Bilde, das wiederholt gezeigt werden mußte. Es producirten sich noch *Kathinka* als Bärenführerin und *Bellarew* als vorzüglich dressirter Bär, dann stimmten die Musikanten ihre Instrumente und der Tanz begann mit einer *Polonaise*, welche *Monkony* mit Frau *Dginska* führte und bei der sich der prächtig kostümirte Zug wie eine Riesenschlange von Saal zu Saal, durch die Fluth der Zimmer und von Stockwerk zu Stockwerk wand.

Soltyk führte *Anitta*, um die *Dehors* zu wahren, doch kaum war die *Polonaise* zu Ende, suchte er *Dragomira* auf, welche hinter einer Säule halb im Schatten saß.

„So allein?“

„Ich habe Sie erwartet,“ gab sie zur Antwort.

„Was sind Sie eigentlich, *Dragomira*, ein Engel, ein Teufel, eine Tigerin, eine Kofette?“

„Vielleicht Alles zusammen.“

„Und was wollen Sie von mir?“

„Wissen Sie es noch immer nicht?“ Sie sah ihn groß und ruhig an, mit diesen geheimnißvollen Augen, denen kein Herz widerstand.

„Nein, ich weiß es nicht.“

„Ich werde Sie niemals lieben, denn ich kann nicht lieben,“ sprach sie, „aber ich will, daß Sie mich lieben.“

„Und wenn ich Sie liebe, was dann?“

„Dann? — Sie werden es zeitig genug erfahren.“

Man tanzte die Nacht hindurch bis zum Morgen. Indeß hatte sich der Sturm gelegt, und sofort begannen Tausende von Bauern in die aufgethürmten Schneewälle Bresche zu legen und die Straße frei zu machen. Die Sonne röthete bereits die Wipfel der beschneiten Pappeln, welche das Herrenhaus Komshin umstanden, als man zur Ruhe ging, mitten in einer durch dunkle Vorhänge und Teppiche hergestellten künstlichen Nacht, die jungen Herren, wie es ihnen Monkony prophezeit hatte — im Speisesaale auf Stroh.

5. Das Fegefeuer.

„Mit Geißeln, Wachen, Fasten,
Sieg' ich mit der Höl' in Streit.“
Eichendorff.

Mittags bei freundlichem Sonnenschein erwachte man. Nachdem der Marschalek mit seinem Gefolge von Dienern, das mit großen Besen bewaffnet war, die jungen Herren aus dem Speisesaal vertrieben hatte, wurde das Stroh entfernt und die Tafel rasch gedeckt. Nach und nach fand sich die ganze Gesellschaft in bester Laune beim Dejeuner zusammen, nur Dragomira fehlte. Sie fühlte sich unwohl, wie Henryka mittheilte, und wollte noch länger ruhen. Um keine Störung hervorzurufen, bot sie zugleich an bei Dragomira zu bleiben, was von ihren Eltern gebilligt wurde. Nach dem Dejeuner kehrte die Schlittage in derselben Ordnung nach Kiew zurück.

Henryka und Dragomira blieben allein in Komjchin, wie es ihr ursprünglicher Plan war.

Als Henryka zu Dragomira's Bett kam, um ihr die Abfahrt der Uebrigen zu melden, lächelte diese. „Sie haben sich also wirklich täuschen lassen,“ sprach sie.

„Nur zu sehr,“ erwiderte Henryka, „Soltyf entfärbte sich sogar und fragte mich heimlich, ob Du ernstlich leidend seiest.“

Dragomira richtete sich auf. „Nun will ich aber aufstehen, komm, Sklavin, bediene mich.“

„Willst Du nicht erst frühstücken?“

„Ja, auch, aber schnell.“ Sie gab Henryka einen leichten Schlag mit der Hand.

„Du aber hast streng zu fasten, verstehst Du?“

Henryka nickte und verließ das Zimmer, um bald wieder mit einem Kaffeebrett zurückzukehren, auf dem sie Dragomira das Frühstück brachte. Sie kniete vor dem Bette derselben nieder und hielt das Brett, während Dragomira langsam den Kaffee schlürfte.

„Kann ich ein Bad haben?“ fragte diese, als sie fertig war.

„Gewiß.“

„Dann Sorge dafür, beeile Dich.“

Henryka flog aus dem Zimmer. Als sie mit der Meldung kam, daß das Bad bereit sei, setzte sich Dragomira auf, und Henryka zog ihr knieend

die Pantoffeln an. Dann half sie ihr in den Pelz und führte sie in das Badezimmer, dessen Boden mit Teppichen belegt und dessen Fenster mit dunkelrothen Vorhängen verhängt waren. Dragomira benahm sich jetzt ganz wie eine Sultanin, sie ließ sich von Henryka auskleiden, von ihr im Bade bedienen, und als sie demselben entstieg, mit großen, wolligen, türkischen Tüchern abtrocknen. Dann saß sie, in die weichen Felle versunken, im Lehnstuhl beim warmen Ofen, während Henryka wie eine Dienerin des Serails vor ihr auf dem Teppich lag, ihre Füße trocknete und ihr die Pantoffeln wieder anzog. In ihr Schlafzimmer zurückgekehrt, befahl sie Henryka, ihr das Haar zu machen. Diese fürchtete sie bereits und vermochte in ihrer nervösen Aufregung mit den zitternden Händen nicht gleich das Richtige zu treffen. Dragomira gab ihr erst einen Verweis und dann einen energischen Schlag auf die Wange. Henryka wurde purpurroth, ihre schönen Augen füllten sich mit Thränen, sofort gab ihr Dragomira einen zweiten Schlag. Jetzt stürzte Henryka zu ihren Füßen nieder und küßte ihr die Hand, welche sie eben gezüchtigt hatte. „Strafe mich,“ murmelte sie, „ich verdiene es, ich war kindisch.“

Dragomira sah sie an. „Geh', wenn Du nicht gehorchen und nicht dienen willst.“

„Ich will ja,“ flehte Henryka mit erhobenen Händen.

„Du bist noch viel zu hoffärtig, Du mußt noch viel mehr gedemüthigt werden,“ murmelte ihre Peinigerin, „aber ich will Dich noch in den Staub treten, gedulde Dich nur, mein Täubchen.“

Nachdem Dragomira mit Henryka's Hülfe ihre Frisur und ihre Toilette beendet hatte, verlangte sie zu essen. Henryka deckte sofort im Nebenzimmer den Tisch und bediente Dragomira; dann fuhr der Schlitten vor, und die beiden Mädchen begaben sich nach Myschkow. Es dämmerte bereits, als sie hier ankamen. Die Sonne war untergegangen, graue, gespenstische Nebel stiegen auf und ballten sich um den Edelhof zusammen. Sie fuhren in diesen hinein wie in das dunkle, dampfende Thor der Hölle. Niemand war zu sehen, als sie abstiegen. Das Haus schien ausgestorben. Auf den Ruf des Kutschers kam ein altes Weib und öffnete die Thür des Hauses. Während der Schlitten auf Henryka's Befehl nach Kiew weiterfuhr und seine Glöckchen in der Ferne erstarben, führte Dragomira die Novize durch mehrere halbdunkle Zimmer in eine kleine Stube,

deren Wände kahl und deren Fenster mit hölzernen Läden geschlossen waren. Die Alte stellte eine Lampe auf den Tisch, der in einer Ecke stand, und verschward. Jetzt bemerkte Henryka erst eine Fallthür, die sich im Fußboden befand, und ein leichter Schauer faßte sie.

„Du fürchtest Dich,“ sprach Dragomira ruhig, „wenn es Dir an Muth fehlt, noch hast Du Zeit zur Umkehr. Ich zwinge Dich zu nichts.“

„Nein, ich folge Dir, wohin Du auch befehlst.“

Dragomira hieß hierauf ihr Opfer die reichen Kleider und den Schmuck, den sie an sich hatte, ablegen und ein grobes, graues Bußgewand anziehen, das auf einem Stuhl bereit lag. Dann hob sie die Fallthür auf und befahl Henryka voran zu gehen. Nachdem sie eine Reihe von Stufen hinabgestiegen waren, befanden sie sich in einem unterirdischen Gewölbe, das nur durch ein Lämpchen mäßig erhellt war. In einem Winkel lag ein Bund Stroh, und neben demselben befand sich an der Wand ein eiserner Ring. Dragomira legte der bebenden Henryka schwere Ketten an Hände und Füße und fesselte sie dann noch an den Ring in der Mauer.

„Bete und büße,“ sprach sie hierauf mit un-

erbittlicher Strenge in Blick und Ton. „Ich werde wiederkommen, wenn es an der Zeit ist.“ Sie stieg rasch die Stufen hinauf und schloß die Fallthür, dann zog sie eine Glocke und Apostol erschien.

„Hast Du eine neue Jüngerin gebracht?“ fragte er.

„Ja, sie ist unten, sie hat eben ihre Buße begonnen.“

„Hat sie Muth?“

„Ja, aber sie ist stolz, ihr Hochmuth muß erst gebrochen werden.“

„Wem sollte dies gelingen, wenn nicht Dir,“ erwiderte Apostol, „jetzt ist sie in Deiner Hand, schone sie nicht, die Menschen müssen wie Hunde dressirt werden, wenn sie etwas taugen sollen, in Jedem steckt der Teufel. Treib' ihn ihr aus. Bringe sie unter Deine Füße, die Schlange wird sich bald, von Dir getreten, in einen Engel verwandeln. Zeige Dich stark, und Gott wird Dir zur Seite stehen.“

Nachdem Henryka einige Stunden in tiefster Einsamkeit weinend und betend zugebracht hatte, erschien Dragomira wieder, nahm ihr die Fesseln ab und führte sie hinauf in die Stube.

„Bist Du bereit zum zweiten Grad der Buße?“ fragte sie lauernd.

„Ich bin bereit,“ erwiderte Henryka und sank vollkommen ergeben vor ihr in die Kniee. Dragomira zog ihr das Bußgewand von den Schultern und ergriff eine Geißel, als sie aber Henryka zusammenzucken sah, warf sie dieselbe weg und entledigte sich rasch ihrer kostbaren Hüllen.

„Ich will Dir Muth machen,“ sprach sie mit einem verächtlichen Lächeln, „nimm die Geißel und schlage mich. Ich bin ebenso sündig wie Du. Schlage zu.“ Während Henryka sich erhob und mechanisch die Geißel ergriffen hatte, kniete jetzt Dragomira vor ihr, den verzückten Blick zum Himmel erhoben und murmelte einen Bußpsalm. „So züchtige mich doch! Bist Du so feig?“ Henryka erhob die Geißel und traf sie, einmal, zweimal, dann ließ sie den Arm sinken. „Ich kann nicht,“ murmelte sie, „gieb mir ein anderes Opfer, aber Dich kann ich nicht mißhandeln.“

„Närrin!“ Dragomira stand auf und schlüpfte langsam wieder in ihren Pelz. „Du hast ebensowenig den Muth Buße zu thun als Andere büßen zu lassen. Ich sehe schon, für's erste Mal muß ich Dich fesseln.“

„Thue es.“ Henryka hielt ihre Hände hin,

und Dragomira hatte ihr dieselben im Nu gebunden und auf den Rücken geschnürt, dann ergriff sie die Geißel. „Bete, bereue Deine Sünden, rufe Gottes Barmherzigkeit an.“

Henryka begann einen Psalm zu murmeln, den Dragomira sie gelehrt hatte, und zugleich schwang diese die Geißel. Henryka zuckte unter derselben schmerzlich zusammen. Man hörte lange nichts als das Fallen der Hiebe und das Wimmern der Büßenden. „Um Gotteswillen erbarme Dich!“ schrie diese dann plötzlich auf und stürzte mit dem Antlitz zur Erde vor Dragomira nieder.

„Ich erbarme mich Deiner, indem ich Dir beistehe Deine Sünden zu büßen,“ gab Dragomira zur Antwort, zugleich setzte sie den Fuß auf den Nacken ihres Opfers, und jetzt begann erst das eigentliche Fegefeuer. Vergebens wand sich Henryka weinend vor ihr im Staube, Dragomira hatte kein Herz und keine Nerven, sie war nur von dem einen Gedanken erfüllt, ihrem Gott zu dienen, einem Gott, so schrecklich wie der Moloch der Phönizier.

Endlich hielt sie inne, und jetzt lag Henryka in der That vollständig zermalmt vor ihr im Staube, genau so, wie sie es gewollt. Ein Wink

von ihr genügte, und die Arme gehorchte ebenso furchtsam als demüthig.

„Küsse die Hand, die Dir wohlgethan,“ gebot sie, und Henryka küßte diese grausame Hand.

„Küsse den Fuß, der Dich gedemüthigt hat.“

Henryka küßte auch den Fuß.

Dann erst band sie ihr die Hände los. Henryka wagte noch immer nicht, sich zu erheben.

„Kleide Dich an.“

Henryka verhüllte die blutenden Schultern.

„Der dritte Grad der Buße,“ fuhr Dragomira fort, „wird erweisen, ob Du fähig bist, Dein Herz zu kreuzigen, Dein Mitleid zu überwinden, und ob Du den Muth hast, die Gebote unseres Glaubens auszuführen. Nimm Deinen Pelz und folge mir.“

Dragomira stieg zum zweiten Male mit der Novize in die unterirdische Welt dieses geheimnißvollen Hauses hinab. Sie gelangten zuerst in den Raum, in welchem Henryka ihre Buße begonnen hatte. Dragomira öffnete eine eiserne Thür, und sie schritten einen engen Gang bis zu einer zweiten Thür, an die sie dreimal klopfte. Man öffnete und die beiden Mädchen traten in ein weites Gewölbe, das durch eine rothe Ampel grell erleuchtet war. Auf einem Strohlager, an

die Mauer gefettet, lag ein Mann in reifen Jahren mit verwildertem Bart und Haar. Vor ihm saß in einem Lehnstuhl Apostol, während zwei Männer in Bauerkleidern beiseite seines Winkes harrten.

„Hier ist sie,“ begann Dragomira, während Henryka sich Apostol näherte und vor ihm niederkniete.

„Hast Du Muth?“ fragte er, sie aufmerksam betrachtend.

„Ja.“

Apostol hieß sie aufstehen und wendete sich zu dem Gefangenen. „Zum letzten Male, willst Du beichten und Buße thun?“

„Nein, Ihr habt mich mit List und Gewalt hierhergeführt, Ihr elenden, heuchlerischen Schurken,“ rief der Gefesselte, an seinen Ketten zerrend, „mordet mich, aber verlangt nicht, daß ich mich vor Euch demüthige.“

„Nicht vor uns, vor Gott.“

„Euer Gott ist der Satan, Ihr verleugnet Jesus Christus, denn seine Lehre ist die Liebe.“

„Du bist vom Teufel besessen,“ erwiderte Apostol, sich erhebend, „rettet seine Seele, Mädchen!“ Er stand jetzt in seinem langen dunkeln Pelz wie ein Racheengel da. Auf seinen Befehl ergriffen die beiden Männer den Unglücklichen, fetteten ihn

los und fesselten ihn aufrecht an die Mauer. Seitwärts loderte auf einem niederen Herd ein mächtiges Feuer, in dem mehrere lange, spitze Eisen glühten. Dragomira winkte Henryka herbei. „Was soll ich?“ fragte diese.

„Mit diesem Eisen sollst Du ihm den Satan austreiben.“

„Wie?“ fragte Henryka rasch. In den sonst so sanften Augen flammte plötzlich eine wilde Mordlust.

„Peinige ihn ohne Erbarmen,“ sprach Apostol, „Du thust ein frommes, gottgefälliges Werk.“

„Stoße ihm die Eisen in Brust und Arme,“ unterwies sie Dragomira.

Henryka ergriff das erste der rothglühenden Instrumente und näherte sich mit einer Art bacchantischen Wuth dem armen Opfer einer wahnsinnigen religiösen Lehre.

„Willst Du beichten?“ fragte nochmals der Priester.

„Nein.“

Jetzt zischte das Eisen, und der Unselige stieß einen tiefen Seufzer aus.

„Gut, meine Tochter,“ eiferte der Priester Henryka an, und diese fuhr mit nervöser Hast und unheimlicher Lust in ihrer grauenhaften

Arbeit fort. Das Opfer wand sich stöhnend zu ihren Füßen, endlich begann es laut und entsetzlich zu schreien. Noch zweimal zischte das Eisen, dann lag der Unglückliche halb sinnlos, vollständig besiegt vor dem Priester im Staube, er unterwarf sich, er wimmerte um Gnade, er ließ jetzt Alles mit sich geschehen, was man nur wollte.

Nachdem Apostol Henryka gesegnet hatte, verließen die beiden Mädchen und die Männer das Gewölbe und ließen den Unglücklichen allein mit seinem Priester, seinem Peiniger.

6. Der Schleier wird gelüftet.

„Ich folge dir treu, ob die Hölle auch flammt.“
Moore.

Es war um Mittag, als der Jesuit in das Kabinet des Grafen trat. Dieser war eben aufgestanden und saß im Lehnstuhl, in die weichen Felle seines persischen, goldgestickten, mit Zobel besetzten und gefütterten Schlafrockes versunken, ein kleines Briefchen auf dem modernsten Papier der feinen Welt in der Hand.

„Ein neues Abenteuer,“ scherzte Pater Glinzki.

„Sie irren — ein paar Zeilen Dragomira's, frostig wie ein Februarmorgen, in denen sie mir anzeigt, daß sie wieder vollständig wohl ist.“

„Sie haben also ihrem Befinden nachgefragt?“

„Ja.“

„Um so besser.“

„Sie sagen das, Hochwürden?“

„Allerdings. Sie darf nicht ahnen, daß wir

auf ihrer Spur sind, daß wir das Dunkel ihrer räthselhaften Persönlichkeit endlich zu durchdringen beginnen.“

„Wie das?“

„Ich bin jetzt vollständig gewiß, daß Dragomira einen Plan in Bezug auf Sie hat,“ fuhr der Pater fort, „daß sie ganz bestimmte, ernste Zwecke mit unerbittlicher Konsequenz verfolgt. Hüten Sie sich vor diesem Mädchen. Bei ihr sind keine galanten Lorbeeren zu holen.“

„Ich denke nicht daran.“

„Dragomira ist gefährlicher als Sie denken.“

Soltyk begann zu lachen. „Immer wieder dieselben Einbildungen.“

„Einbildungen waren es nie,“ gab der Jesuit zur Antwort, „sondern Ahnungen, aber jetzt ist es Gewißheit, die ich habe.“

„Sie machen mich neugierig.“

„Dragomira ist keine Kofette,“ sagte Pater Glinzki, „und sie hat auch keine Absichten auf Ihre Hand oder Ihr Herz.“

„Was denn?“

„Dragomira hat irgend eine wichtige Mission hier in Kiew zu erfüllen,“ erklärte Glinzki, „vielleicht eine politische, aber dies ist mir noch nicht vollkommen klar, worüber aber kein Zweifel mehr

für mich besteht, das ist, daß sie geheime Verbindungen unterhält, gefügige Werkzeuge zur Verfügung hat und von Zeit zu Zeit verschwindet, um ohne Zweifel einem Mächtigeren, dem sie gehorcht, Bericht zu erstatten. Mein Orden hat immer die beste Polizei gehabt und ist auch in diesem Falle besser unterrichtet als irgend Jemand. Mit dieser Mission, welche Dragomira hat, steht ihr Auftreten in der Gesellschaft hier im innigsten Zusammenhang. Sie hat weder persönliche Interessen noch Sympathien, sie dient ausschließlich einer Idee. Während ihr eigenes Herz frei bleibt, versteht sie es besser als jede Eroberungsfüchtige Schöne, fremde Herzen zu erobern. Sie umgarnt nicht einen, sondern verschiedene Männer, jedem erregt sie dieselben Hoffnungen, und jeden macht sie ihren Absichten dienstbar. Auch Jesim Jadewski ist ihr Opfer. Aber sie giebt sich nicht weniger Mühe, unter ihrem eigenen Geschlechte Eroberungen zu machen. Henryka Monkony ist heute einfach ihre Sklavin, die sie mit einem Wink ihrer Wimpern regiert.“

„Welches herrliche Phantasiegemälde!“ spottete Soltyk.

„Ich wiederhole es,“ sprach der Jesuit, „für mich ist dies Alles und noch viel mehr zur Ge-

wißheit geworden, und wenn Sie es wünschen, will ich Ihnen sofort die Beweise dafür geben, daß es außer der Dragomira, die Sie kennen, noch eine zweite Dragomira giebt, eine Art Dämon, der Nachts —“

„Halt,“ rief Soltyk. Es zuckte wie ein Blitz durch seinen Kopf, die Erinnerung daran, wie er Dragomira das erste Mal getroffen. „Darin könnten Sie Recht haben, mir selbst ist mit diesem Mädchen ein ziemlich ungewöhnliches Abenteuer begegnet.“

„Erzählen Sie mir, was wissen Sie von ihren nächtlichen Wanderungen?“

„Später,“ unterbrach der Graf den Pater, „erst geben Sie mir den Beweis, daß Sie mir nicht Phantasien aufgetischt haben.“

„Gern und zwar heute noch,“ gab der Jesuit zur Antwort, „sobald Sie sich für eine Stunde meiner Führung ganz anvertrauen wollen.“

„Zu welcher Zeit?“

„Heute Nachts, doch kann ich jetzt die Stunde noch nicht bestimmen.“

„Ich werde, sobald es dunkel geworden, zu Hause sein,“ entschied Soltyk, „und Sie geduldig erwarten.“

Der Jesuit nickte zustimmend und verschwand.

Es war zehn Uhr Abends, als Pater Glinzki mit dem Grafen das Schloß des Letzteren verließ. Beide hatten sich als kleinrussische Bauern verkleidet, und Niemand hätte in den beiden Männern, die in grobes, ungeschorenes Tuch gekleidet, in lange Schafspelze gehüllt, schwarze Lammfellmützen auf dem Kopf und große Stiefel an den Füßen, mit schweren Schritten durch den Schnee daherkamen, den reichsten Magnaten der Stadt, den Liebling der Frauen und ein Mitglied des feinen, geistig vornehmen Jesuitenordens vermuthet. Glinzki führte den Grafen auf Umwegen durch enge, menschenleere Nebengassen in die Straße, in welcher das Haus des Kaufmanns Sergitjch lag. Diesem gegenüber war ein kleiner Branntweinladen. Hier traten die Beiden ein und saßen einige Zeit auf einer morschen Holzbank, mitten im Tabakqualm, unter den halbbe-
trunkenen Kutschern und Arbeitern, bis ein kleiner, magerer Jude im schwarzen Raftan hereinkam und dem Jesuiten einen Wink gab. Sofort erhob sich dieser und verließ den Laden mit Solthk, um auf dem Trottoir, an die Mauer des Hauses gedrückt, Posto zu fassen und von hier aus, selbst im Schatten stehend, das Hausthor

des Kaufmanns Sergitsch, vor dem eine Lampe brannte, zu beobachten.

Es währte nicht lange, so kam eine Dame mit raschen Schritten heran. Obwohl der lange Pelz die hohe, schlanke Gestalt und ein dichter Schleier das Gesicht verhüllte, war der Graf doch keinen Augenblick im Zweifel darüber, daß es Dragomira war. Nur sie hatte diese stolze, triumphirende Haltung des Kopfes, nur sie diesen zugleich majestätischen und elastischen, herrlichen Gang. Als sie in dem Hause des Kaufmanns verschwunden war, wendete sich Pater Gliniski mit einem fragenden Blick zu Soltyk.

„Sie ist es, kein Zweifel,“ murmelte dieser, „aber dennoch will ich noch mehr thun und mich vollständig überzeugen. Kommen Sie.“

Die Beiden passirten die Straße und blieben unmittelbar vor dem Hause des Sergitsch stehen. Um keinen Verdacht zu erregen, zog der Pater eine kleine Pfeife hervor, stopfte sie mit Tabak und hielt Feuerstein und Schwamm bereit. Als nach einiger Zeit die Thür geöffnet wurde, kehrte er derselben den Rücken, schlug Feuer und that den brennenden Schwamm in die Pfeife, während der Graf, die Haare in die Stirne gestrichen, Dragomira fest ins Auge faßte. Denn sie war

es, welche jetzt in Männerkleidern heraustrat und zuerst bei dem Anblick der beiden Männer stutzte, dann aber rasch die Straße hinabschritt.

„Was hat diese Verkleidung zu bedeuten?“ murmelte Soltyk, „ein Liebesabenteuer?“

„Nein,“ erwiderte Glinzki leise, „dieses Mädchen ist ja von Stein, und dieser giebt nicht so leicht Funken. Hier ist etwas ganz Anderes im Spiele.“

„Ich will ihr folgen,“ sprach Soltyk.

„Thun Sie es nicht,“ bat der Jesuit, „Sie verderben vielleicht Alles, was ich mit so viel Scharfsinn und Mühe zu Stande gebracht habe.“

„Ich werde vorsichtig sein,“ erwiderte der Graf, „aber ich muß Gewißheit haben.“ Er machte sich los und folgte eilig Dragomira. Trotz des Vorsprunges, den sie hatte, war er ihr bald auf den Fersen. Sie beachtete ihn erst, als sie in die Nähe der rothen Schenke kamen, blieb plötzlich stehen, um ihn vorüber zu lassen, und faßte ihn scharf ins Auge. Doch Soltyk kam auf den glücklichen Einfall, einen Betrunknen zu spielen. Er taumelte hin und her und sang mit verstellter, krächzender Stimme ein wehmüthiges Kosakenlied. Dragomira ließ sich täuschen. Sie trat in die Schenke und schöpfte auch dann keinen

Verdacht, als der Graf ihr auch hierher folgte und, mit der Faust auf den Tisch schlagend, Brantwein verlangte.

Es war außer ihnen Niemand in der Schenkstube als Bassi Rachelles, doch verschwand diese sofort, nachdem sie einige Worte mit Dragomira gewechselt, und gleich darauf trat der Thierbändiger Karow ein.

Die Erscheinung dieses schönen Athleten trieb Solyk das Blut zum Kopfe, aber er beherrschte sich, leerte das Brantweinglas, das vor ihm stand, ließ den Kopf auf die Arme sinken, die er auf dem Tisch gekreuzt hatte, und stellte sich schlafend.

Karow hatte sich zu Dragomira gesetzt und sprach leise mit ihr.

„Man beobachtet seit einiger Zeit jeden Ihrer Schritte, begann er, „ich bin nur gekommen, um Sie zu warnen.“

„Wer beobachtet mich?“ fragte Dragomira, „die Polizei?“

„Nein. Ein Jude, der wiederholt in der Nähe Ihres Hauses sowie vor jenem des Sergitsch gesehen wurde, ist uns als ein Agent der Jesuiten bekannt.“

„Also Pater Glinzki.“

„Sehr wahrscheinlich,“ erwiderte Karow, „ich kann Ihnen nur rathen, einige Zeit diese Schenke zu meiden, sowie die Jüdin nicht bei sich zu empfangen.“

„Sie haben Recht. Ich danke Ihnen.“

Als Dragomira die Schenke verließ und sich dem Hause des Sergitsch zuwendete, hörte sie plötzlich schwere Tritte hinter sich. Sie blieb stehen und wollte schon, als sie den betrunkenen Bauern erkannte, ihren Weg fortsetzen, als sich unerwartet eine Hand auf ihren Arm legte und zwei dunkle Augen ihr forschend ins Gesicht blickten.

„Dragomira,“ sprach eine bekannte Stimme, Das muthige, stolze Mädchen faßte sich sofort. „Sie sind es,“ sprach sie ruhig, „was bestimmt Sie, mich in dieser Weise zu verfolgen?“

„Sie fragen noch?“ erwiderte der Graf, „wissen Sie noch immer nicht, was ich für Sie empfinde?“

„Sie sind also eifersüchtig?“

„Ja.“

Dragomira begann zu lachen.

„Wer ist dieser Mann,“ fuhr Soltyk fort, „mit dem Sie eine Zusammenkunft hatten? Man hat mir gesagt, daß Sie Jadewski lieben, aber

jetzt sehe ich, daß Ihr Herz einem ganz Andern gehört. Nennen Sie mir ihn. Einer von uns Beiden muß sterben.“

Dragomira lachte wieder. „Hier meine Hand. Dieser Mann ist weder mein Verehrer noch mein Freund.“

„Wenn dies wahr ist,“ sagte Soltys, „dann verstehe ich endlich, weshalb man mich vor Ihnen warnt. Was sind dies für räthselhafte Beziehungen, die Sie unterhalten? Was für ein Geheimniß ist es, das Sie so sorgfältig vor mir, vor der Welt verbergen?“

„Das sieht ja fast wie ein Verhör aus,“ entgegnete sie, „wer sagt Ihnen aber, daß ich Ihnen Rede stehen muß? Man warnt Sie vor mir! Habe ich jemals verlangt, daß Sie mir vertrauen? Habe ich mich bemüht, Sie an mich zu fesseln? Sie sind frei, gehen Sie, ich halte Sie nicht zurück.“

„Dragomira,“ rief der Graf, indem er ihre Hände faßte, „verdiane ich diese Vorwürfe, diese Sprache? Sie wissen, Sie müssen es wissen, daß es nichts in der Welt giebt, was mich bestimmen könnte Sie zu fliehen. Ich bin Keiner dieser Gecken, die gleich Eintagsfliegen in den Salons umherflattern, ich hoffe, Sie halten mich für einen Mann und trauen mir den Muth zu, Sie

auch dann zu lieben, wenn Sie eine Verschwörerin sind.“

„Ich bin es nicht.“

„Was also, Dragomira? Lassen Sie doch endlich die Maske fallen, bin ich nicht Ihres Vertrauens werth? Wollen Sie mich nicht zu Ihrem Verbündeten, und wenn Sie mich dieser Rolle nicht für würdig halten, zu Ihrem Werkzeug machen? Ich kann auch gehorchen, ja, Ihnen würde ich folgen, wohin Sie nur wollen, in jede Gefahr, in den Tod, wenn es sein muß.“

Dragomira sah ihn lange an, dann gab sie ihm die Hand. „Ich danke Ihnen,“ sprach sie, „aber lassen Sie es sich vorläufig genügen, daß ich Ihnen Glauben schenke und kein Mißtrauen gegen Sie hege. Ich weiß, daß Sie mich nicht verrathen werden, aber es ist nicht mein Geheimniß, das ich verberge und auch vor Ihnen bewahren muß. Gedulden Sie sich noch drei Tage. Dann werde ich Ihnen antworten. Sind Sie damit zufrieden?“

„Ja.“

Soltyk geleitete Dragomira noch eine Strecke und verabschiedete sich dann auf ihren ausdrücklichen Befehl.

Am folgenden Morgen verließ sie mit Karow

in Bauerkleidern ihr Haus, stieg in einen in der Nähe bereitstehenden Bauernwagen und fuhr durch den weißen, schimmernden Winternebel nach Myschkow zu Apostol.

7. Ein neuer Schritt zum Ziel.

„Dein Angesicht ist wie ein Buch, worin seltsame Dinge stehn.

Shakespeare. Macbeth.

Drei lange Tage, eine Ewigkeit für ihn, harrte Graf Soltyk auf eine Botschaft von Dragomira. Am dritten Tage Abends erschien Barichar in der Livree eines Herrschaftsbedienten im adeligen Klub, wo Soltyk spielte, und übergab ihm persönlich einen Brief. Der Graf überflog die Zeilen.

„Ich werde kommen,“ sprach er dann, ließ ein Geldstück in Barichar's Hand gleiten und eilte die Treppe hinab, um in den Wagen zu steigen und zu Hause nochmals mit peinlicher Sorgfalt Toilette zu machen.

Eine Stunde später fuhr sein Wagen vor Dragomira's Hause vor, er verabschiedete denselben und stieg, von Barichar geführt, die Stufen empor.

Dieser öffnete die Thür, und Soltyk stand im Empfangszimmer. In dem Augenblicke, wo er den Pelz abwarf, kam ihm Dragomira entgegen und bot ihm die Hand.

„Sind Sie allein?“ fragte er, ihre Finger an die Lippen führend.

„Ja.“ Dragomira zog leise ihre Hand zurück und setzte sich vor den Kamin. Der Graf, beide Hände auf die Lehne des Stuhls gestützt, den sie ihm angewiesen hatte, suchte in ihrem Antlitz zu lesen, doch dieses war kalt, verschlossen wie sonst, und die schönen, blauen Augen zeigten gleichfalls den gewohnten eisigen Glanz.

Trotz der Aufregung, in der er sich befand, bemerkte Soltyk doch, daß Dragomira sich für ihn schön gemacht hatte. Er sah sie zum ersten Male zu Hause in jenem Negligee, wo die schönen Frauen gerade mit der feinsten Berechnung angezogen sind. Es war, als sei sie von ihm überrascht, in ihrer Ruhe gestört worden und habe nur rasch, um ihn empfangen zu können, die erste beste Hülle übergeworfen, und doch stimmte eins zum andern. Afford fügte sich glücklich zu Afford wie in einer bestrickenden Melodie. Unter dem blutrothen Samt und den goldbraunen Zobelfellen ihrer offenen Pelzjacke, wie aus den weiten

Ärmeln derselben, quoll die blaue Seide, flutheten die weißen Spitzen ihres Morgenrockes wie Blumenduft und Schneeflaum, und wie herrlich war die Anordnung des reichen blonden Haares, das in üppiger Verwirrung über ihre Schultern niederhing. Nicht umsonst hatte sie die kleinen Pantoffeln von schwarzem, perlengesticktem Atlas gewählt, nicht umsonst als einzigen Schmuck des Armes einen breiten, schlichten Goldreif, und es war auch kein Zufall, daß sie nichts weiter im Haar trug als eine rothe Kamelie.

Auch sie entdeckte sofort, daß er vor dem Spiegel gestanden hatte, ehe er zu ihr geeilt war, aber wenn er Hoffnungen daran knüpfte, daß sie in seinen Augen schön erscheinen wollte, so war sie nahe daran, über sein gekräuseltes Haar, über das Parfüm, das seinen Kleidern entströmte, über die bizarre Halsbinde, die er trug, zu lachen. In diesem Augenblick erschien er ihr zum ersten Male schwach, und sofort fühlte sie sich stark genug, mit ihm zu spielen.

„Werden Sie mir endlich das Räthsel lösen, mit dem ich mich seit Wochen quäle?“ begann Soltys.

„Ja,“ gab sie gelassen zur Antwort.

„Sie sind das schönste Weib, das ich je gesehen,“

fuhr Soltyk fort, „und zugleich das seltsamste, eine Sphinx. Ebenso geheimnißvoll und vielleicht ebenso grausam.“

„Ganz richtig. Ich habe kein Herz.“ Sie ließ ihre Finger in dem dunkeln Pelzwerk auf und ab tauchen und zugleich ihre Augen durchdringend auf ihm ruhen.

„Sie werden mich trotzdem niemals glauben machen, daß Sie ein Teufel sind!“

„Ich bin weder gut noch böse.“

„Was sind Sie denn?“

„Ich diene einer Idee, ohne Haß und ohne Liebe.“

„Und diese Idee?“

„Ich vertraue Ihnen, Graf Soltyk, obwohl ich heute eine schlimme Eigenschaft an Ihnen entdeckt habe, doppelt schlimm, weil sie klein und schwächlich ist.“

„Welche Eigenschaft?“

„Sie sind eitel, mein lieber Graf, Sie geben sich Mühe mir zu gefallen, das stimmt mich heiter.“ Ein flüchtiges Lächeln glitt über ihre marmornen Züge.

Soltyk war roth geworden. „Jetzt waren Sie grausam,“ murmelte er, „eine schöne Tigerin,

die mit dem Opfer, dessen sie sicher ist, zierlich spielt.“

„Ja, Sie sind eitel,“ fuhr Dragomira fort, „trotzdem sind Sie aber doch mitten unter Puppen ein Mann, unter Larven ein Menschenantlitz, und deshalb glaube, deshalb vertraue ich Ihnen.“

„Sie können es auch,“ erwiderte Soltyk, „ich brauche Ihnen nicht erst zu sagen, welche mir selbst fast unbegreifliche, dämonische Macht Sie über mich haben. Sie sind nicht das Mädchen, dem man Geständnisse macht, Sie lesen den Menschen die Gedanken, die Empfindungen vom Antlitz herab, Sie wissen längst, daß ich Sie liebe.“

„Ja, ich weiß es.“

„Und wissen Sie es auch, wie ich Sie liebe?“

„Auch das.“

„Wissen Sie, Dragomira, daß jede meiner Regungen Ihnen gehört, daß ich mich nur noch mit Ihnen beschäftige, von Ihnen träume, von Ihnen phantasire, wissen Sie, daß ich bereit bin, Alles für Sie hinzugeben, Alles für Sie zu opfern?“

Sie nickte leicht mit dem Kopfe.

„Und wissen Sie, daß Ihre Kälte, Ihr Spott mich wahnsinnig machen?“

„Mein Spott?“ unterbrach sie ihn, „wie könnte ich mich über Ihre Leidenschaft lustig machen, da ich doch will, daß Sie mich lieben, genau so heiß, so wahnsinnig, wie es jetzt der Fall ist. Nein, ich lache nicht über Sie, ich freue mich dieser Gluth, die ich entzündet.“

„Zu welchem Zweck?“

„Sie werden es erfahren.“

„Um mich zu Ihrem Werkzeug zu machen?“ rief Soltyk, „es sei, ich will Ihnen, ich will Ihren Plänen dienen, aber erst dann, wenn Sie mein sind. Sie lieben mich nicht. Sie haben kein Herz. Gut, ich verlange nicht, daß Sie für mich empfinden, aber sagen Sie, daß Sie meine Frau werden wollen.“

„Niemals.“

„Sind Sie denn wirklich gefühllos?“ Der Graf warf sich zu ihren Füßen nieder und schlang mit leidenschaftlicher Kraft die Arme um sie, das flammende Antlitz in der Woge von Seide, Spitzen, Samt und Pelz begrabend, die um die kalte Schöne fluthete. Dragomira machte sich rasch und zürnend los.

„Noch einmal — Graf,“ murmelte sie, „noch einmal kommen Sie mir nahe und — wir sind geschieden.“

„Vergebung,“ flehte er, noch immer vor ihr auf den Knieen, „ich wollte Sie nicht beleidigen, Sie thun mir unrecht, wenn Sie mir etwas zumuthen, was mit Ihrem Stolze unvereinbar wäre. Bei Gott, ich habe nichts im Sinne, was Sie kränken könnte.“

„Das brauchen Sie mir nicht zu sagen.“

„Ich habe nur einen Gedanken, Sie zur Herrin alles dessen zu machen, was mein ist, zu meiner Gemahlin.“

„Ich weiß es,“ sprach Dragomira, „aber das ist eben der verhängnißvolle Irrthum, der zwischen uns liegt wie ein Abgrund. Sie sehen mich wie ein gewöhnliches Weib an. Ich bin es nicht. Nie werde ich einem Manne mein Herz schenken und ebensowenig meine Hand reichen.“

„Welche Grille!“

„Es ist mein voller Ernst.“

„Und Sie sind wirklich unerbittlich?“

„Sie sehen es. Stehen Sie also auf, lieber Graf, Sie könnten ein tausendjähriges schwarzes Heiligenbild eher erweichen als mich, stehen Sie auf.“

Soltyk erhob sich.

„Und jetzt setzen Sie sich zu mir und hören Sie mich an.“

Soltyk gehorchte.

„Vergessen Sie einmal diese Umgebung, in der Sie mich sehen,“ fuhr Dragomira fort, „diese modernen Möbel, diesen russischen Ofen, denken Sie sich diese Toilette weg, diese sarmatische Hülle, diese Spitzen, diese an das Serail mahnenden Pantoffeln, und stellen Sie sich vor, ich trüge ein langes, weißes Gewand, einen Schleier, Sandalen an den Füßen, und Sie werden mich verstehen.“

„Als Bestalin?“

„Als Priesterin.“

„Sie haben Recht, es fehlt nur das Opfermesser, das Opfer ist bereit.“

Was war es, das bei den Worten des Grafen diesen jungfräulichen Marmor durchzuckte, und was blitzte in diesem kalten, stolzen Auge auf. Es war ein Blick, den Soltyk nicht verstand, so mochte die Löwin schauen im heißen Sande der Arena, wenn ihr der christliche Gladiator unbewehrt entgegen trat.

„Was haben Sie nur?“ fragte Soltyk.

„Nichts, nichts.“ Sie lehnte sich zurück und schloß die Augen halb.

„Sie gehören also einer religiösen Sekte an,“ begann der Graf nach einer Pause.

„Ich gehöre einer kleinen Gemeinde an,“ gab

Dragomira zur Antwort, indem sie langsam die Augen öffnete, „welche eine große und heilige Mission zu erfüllen hat. Bergegenwärtigen Sie sich die heutige Welt, den allgemeinen Zustand der Geister. Auf der einen Seite haben Sie den blinden, todten, kirchlichen Glauben, der gedankenlos an Formen hängt, die keinen Sinn mehr haben, Gebete murmelt, die Niemand hört und seine Seele Priestern anvertraut, die keinen andern Beruf haben als den, für ihr leibliches Wohl zu sorgen. Auf der andern Seite sehen Sie den Unglauben, dem nichts mehr heilig ist, der seine Zirkel an die Sterne legt wie an Thier- und Menschenschädel, der Alles wägt, berechnet, in seine Elemente zerlegt, der die Pflanze wachsen sieht, den Stein, die Planeten, und der von Gott nichts weiß, weil er ihn mit seinen Fernröhren nicht zu entdecken vermag. Begreifen Sie nicht, daß es mitten in dieser Heuchelei und Buchstabenanbetung, gegenüber dieser Verthierung des Menschen und dieser Entgötterung der Natur, welche in gleicher Weise Ekel, Dede, Verzweiflung erzeugen, Seelen giebt, die sich nach Gott sehnen, die ihn jenseits der Sterne und jenseits der Zelle und des Urschleims suchen, und welche mit der Geisterwelt, die sie ahnen, in Verkehr zu treten streben.“

„Sie glauben, daß es einen Gott giebt?“

„Ich glaube es, ja.“

„Und daß es eine höhere Welt giebt über dieser irdischen?“

„Ja.“

„Und daß es möglich ist, in diese Welt einzudringen?“

„Das glaube ich nicht nur, das weiß ich, davon bin ich überzeugt.“

„Sie sind also Spiritistin?“

„Nein, man spielt mit solchen Dingen nicht. Wehe demjenigen, der frevelhaft die Hand nach dem Vorhang ausstreckt, der uns von dem Jenseits trennt. Nur der Glaube vermag uns den Weg zu weisen zu dem ewigen Licht.“

„Und Sie haben diesen Glauben?“

„Ich habe ihn.“

„Sie glauben, daß Gott Sie erwählt hat?“

„Ja.“

„Daß er Ihnen Dinge offenbart, die sonst sterblichen Augen verborgen bleiben?“

„Ja.“

„Jetzt erst fange ich an, Sie zu verstehen,“ sprach Soltyk, der vor Erregung bleich geworden war, während seine Augen größer und leuchtender erschienen. „Und Sie wollen nur deshalb von

mir geliebt sein, damit ich Ihnen vertraue, damit Sie mich den Weg führen können, der nach Ihrer Ansicht allein zum Heile führt?“

„Ja.“

„Beweisen Sie mir also, daß es einen Gott giebt.“

„Das kann ich nicht.“

„Daß es eine Welt giebt außer dieser, in der wir athmen, Geister, die dem Ewigen gehorchen und mit denen wir in Verkehr treten können, mit Hülfe Ihres Glaubens.“

„Das kann ich.“

„Ich beschwöre Sie, Dragomira, täuschen Sie mich nicht. Es wäre entsetzlich, wenn Sie mit solchen Dingen scherzen könnten.“

„Ich scherze nicht,“ gab sie ruhig zur Antwort, „Sie wollen Beweise von mir, ich werde sie Ihnen geben.“

„Wann?“

„Bald, vielleicht morgen schon.“

„Ihr Wort.“

„Mein Wort, ich werde es einlösen, und —?“

„Dann gehöre ich Ihnen, Dragomira.“

8. Aus dem Jenseits.

„Die Geisterwelt ist nicht verschlossen.“
Goethes Faust.

Am nächsten Morgen erhielt Graf Soltyk ein Billet von Dragomira. „Ich bin bei Monkony heute Abend. Kommen Sie bestimmt. Wir werden Gelegenheit haben ungestört zusammen zu sprechen.“

Man bereitete bei Monkony eine Theatervorstellung vor, an diesem Abend war Probe und außer den Mitwirkenden war nur Dragomira anwesend, so daß es Soltyk leicht wurde, sich ihr zu nähern. Während man ein Proverbe von Muffet spielte, zogen sie sich in eine halbdunkle Ecke des Saals zurück, in der ein kleiner Divan stand.

„Was haben Sie mir zu sagen?“ begann der Graf gespannt.

„Ich bin bereit, Sie in die Geisterwelt einzuführen,“ sagte Dragomira leise, „aber es bedarf einiger Vorbereitung von Ihrer Seite. Sie müssen sich für einige Zeit aus dieser Welt des glänzenden Taumels, in der Sie leben, zurückziehen und Ihre Seele mit aller Kraft dem Himmel zuwenden.“

„Wie das?“

„Begeben Sie sich für drei Tage in irgend ein Kloster, und dort, fern der Welt, den Menschen, der Ueppigkeit und dem Genuß, geben Sie sich ernstest Betrachtungen und dem Gebet hin, fasten Sie, thun Sie Buße, und am dritten Tage gehen Sie zur Beichte und nehmen Sie das Abendmahl.“

„Bei einem katholischen Priester?“

„Warum nicht,“ antwortete sie, „es kommt hier nicht auf die Form, sondern auf die Sache an, Sie müssen sich vor Gott demüthigen, Reue und Leid erwecken, das ist wichtig und nothwendig, der Ort, an dem Sie es thun, ist gleichgültig.“

Soltyk, der bereits vollständig unter dem Einfluß der schönen Priesterin stand, gehorchte ihren Weisungen und zog sich für drei Tage in das Kloster der Karmeliter zurück, wo er die Zeit in ernstest Bußübungen zubrachte. Als er am vierten Tage zurückkehrte, erhielt er ein paar Zeilen Drago-

mira's, welche ihn für elf Uhr Abends zu ihr bestellten.

Als er kam, stand Barichar am offenen Thor und führte ihn die Treppe empor. Dragomira war bereit. Sie nahm seinen Arm, verließ mit ihm das Haus und führte ihn durch mehrere Straßen auf einen kleinen, ziemlich einsamen Platz, wo ein Wagen sie erwartete und rasch durch die Stadt in eine entfernte Vorstadt führte.

Sie hielten vor einem alten, alleinstehenden Gebäude, das von einer hohen Mauer umgeben war. Der Kutscher stieg ab und pochte dreimal. Ein Greis in Bauertracht öffnete. Dragomira trat mit Soltyk ein und schickte den Wagen fort. Der alte Mann führte die Beiden durch einen verwilderten Garten in das Haus, das den Eindruck machte vollständig unbewohnt zu sein. Man sah kein Licht, die Fenster waren mit hölzernen Läden geschlossen, und nichts war zu hören, nicht einmal ein Hund. Der Alte trug eine Laterne in der Hand. Bei dem zweifelhaften Lichte derselben sah der Graf weißgetünchte, mit Moos überzogene Mauern, welche klaffende Risse zeigten, eine morsche, halbverfallene Treppe und, als diese erstiegen war, im Korridor das Bildniß einer Roccocodame, das ohne Rahmen an der Wand hing.

Der Greis stieß hierauf die Thür eines kleinen Saals auf, dessen Plafond Reste von Stukkaturverzierungen zeigte, zündete die Kerzen eines messingnen Armleuchters an, welcher auf einer altväterischen Kommode stand, warf ein paar riesige Holzblöcke in den mächtigen holländischen Kamin, in dem ein lebhaftes Feuer brannte, und blieb dann, weiterer Befehle gewärtig, an der Thür stehen.

„Du kannst gehen, Apollon,“ sprach Dragomira, „wenn ich Deiner bedarf, werde ich die Glocke ziehen.“ Der Greis entfernte sich hierauf, und Dragomira setzte sich in einen Stuhl, der beim Kamin stand, so wie sie war, in ihrem dunkeln Pelz und ihrem goldgestickten, schwarzseidenen Baschliß, denn es war eine frostige, feuchte Luft in dem Saal und ein Geruch von Moder. Der weite Raum zeigte sich fast vollständig leer. Außer der Kommode, auf welcher der Armleuchter stand, und dem Stuhl, den Dragomira einnahm, war noch ein zweiter Stuhl und ein Tisch da. Ueber dem Kamin befand sich eine Uhr, deren Zeiger auf halb zwölf wies. Der Saal hatte drei Fenster, über welche dunkle Vorhänge herabfielen, und zwei Thüren, von welchen die eine offenbar in ein Nebenzimmer führte.

An der Wand hingen zwei Bilder, eine schwarze byzantinische Gottesmutter und die heilige Olga, zwischen denselben befand sich ein Kreuzifix.

Ein weißer Vorhang schied einen Theil des Saales von dem Raum ab, in dem sich Dragomira mit dem Grafen befand.

Der Letztere fragte, was derselbe zu bedeuten habe.

„Er trennt das Heiligthum von der profanen Welt,“ erwiderte Dragomira, „sobald es Mitternacht ist und die Unsichtbaren und für unser Ohr Unerreichbaren sichtbar und vernehmbar werden, ist jener Raum dort gleichsam ihr Asyl, und Niemand darf es wagen, denselben zu betreten. Jetzt steht es Ihnen noch frei, denselben einer Prüfung zu unterziehen.“

Soltyk theilte den Vorhang und sah einen vollkommen leeren Raum, kahle Wände, kein Fenster, keine Thür, nichts, was auffallend scheinen oder Verdacht erregen konnte.

„Sie vertrauen mir doch nicht ganz,“ sagte Dragomira, als er zu ihr zurückkehrte.

„Ich habe die ernste Absicht, den heißen Wunsch, mich von Ihnen überzeugen zu lassen,“ erwiderte der Graf, „gerade das bestimmt mich, mir selbst jeden Boden zu entziehen, auf dem der Zweifel nachträglich Wurzel fassen könnte.“

Die Uhr zeigte dreiviertel zwölf.

Dragomira ließ ihren Pelz herabgleiten und nahm den Baschlik ab. Als sie jetzt in dem schwarzen Samtkleid dastand, hatte sie selbst etwas Ueberirdisches, Geisterhaftes an sich. Alle Farbe war aus ihrem strengen, schönen Gesicht gewichen, in dem nur die großen, blauen Augen wunderbar leuchteten. Sie warf sich vor dem Bilde des Gekreuzigten nieder und betete lange und andächtig, dann erhob sie sich plötzlich, ergriff Soltys bei der Hand und zog ihn mit sich fort bis zum Kamin, wo sie sich wieder in den Stuhl niederließ und er in namenloser Aufregung und Spannung neben ihr stehen blieb.

Die Zeiger der Uhr standen auf Mitternacht, fast zu gleicher Zeit tönten von der Stadt herüber zwölf dumpfe Schläge. Plötzlich verlöschten die Kerzen des Armleuchters von selbst. Tiefes Dunkel und unheimliche Stille herrschten im Saal.

Dann, langsam schwebte etwas Unbegreifliches heran und füllte den weiten Raum, es war zugleich ein sanfter, zitternder Schimmer, ein leiser Ton und ein matter, schwimmender Duft, der die Sinne liebte. Ein leichter Nebel entquoll zugleich der Erde und ballte sich mehr und mehr zusammen. Endlich stand eine Gestalt

da in großen, unbestimmten Umrissen. Sie näherte sich, erhob sich hoch über den Boden und verschwand wieder.

„Was hat dies zu bedeuten?“ fragte Soltky leise.

„Ich weiß es nicht.“

„Kann man Verstorbene, die uns theuer waren, zwingen, vor uns zu erscheinen?“

„Ja.“

„Auf welche Weise?“

„Bereinigen Sie Alles, Ihre Gedanken, Ihre Empfindungen, Ihren Willen auf diese eine Person, welche Sie sehen wollen.“ Eine Pause entstand, dann theilte sich der Vorhang und eine hohe männliche Gestalt wurde sichtbar.

„Mein Vater!“ murmelte Soltky.

„Sprechen Sie zu ihm.“

„Darf ich mich ihm nähern?“

„Sie können Alles, was Sie wollen.“

Soltky zog einen Revolver hervor. „Gestatten Sie mir, einen Schuß auf die Erscheinung abzufeuern?“ fragte der Graf erregt.

„Warum nicht,“ erwiderte Dragomira, „schießen Sie.“

Blitz und Knall, ein leichter Rauch. Die Gestalt stand noch immer da. „Zweifler!“ rief

eine dumpfe Stimme, die aus dem Grab zu kommen schien.

Solthf schritt jetzt entschlossen auf die Erscheinung zu und suchte das weiße, fließende Gewand derselben zu fassen, aber es verschwamm wie Nebel zwischen seinen Fingern, und zugleich entschwand die Gestalt seinen Blicken. „Ich habe den Geist beleidigt,“ sprach er.

„Es scheint.“

Solthf kehrte zu Dragomira zurück. „Ich wehre mich vergebens gegen das, was ich hier sehe und höre,“ murmelte er, „ich muß daran glauben, gegen meinen Willen. Wenn ich nicht vorher verrückt werde, gelingt es Ihnen ohne Zweifel, mich zu bekehren.“

Jetzt zeigte sich eine zweite Gestalt, die rührende Erscheinung einer Frau, welche ihre Augen mit dem Ausdruck überirdischer Liebe auf den Grafen geheftet hatte.

„O! meine Mutter!“ schrie er auf.

„Hörst Du mich, mein Kind?“

„Ja.“

„Warum hast Du Dich von Gott abgewendet? Kehre zu ihm zurück, so lange es noch Zeit ist. Ich bete für Dich bei dem Allmächtigen. Er wird sich Deiner erbarmen.“

„Woher kommst Du?“ fragte Solthf mit bebender Stimme.

„Aus weiter Ferne.“

„Und wohin gehst Du?“

„In höhere Sphären. Es zieht mich fort aus dem schweren Qualm der Erde zu den heiligen Sternenkreisen. Leb' wohl, mein Kind, leb' wohl.“

„Leb' wohl.“

Die Erscheinung verschwand und mit ihr Licht und Duft. Wieder herrschte vollkommene Finsterniß und Stille.

„An wen denken Sie jetzt?“ fragte Dragomira.

„An meine Schwester.“

Plötzlich wurde es wieder Licht und die Luft schien aus einem blühenden Garten Blumenduft durch die Fenster hereinzutragen. Eine kleine Wolke lag vor dem Vorhang auf der Diele, sie theilte sich leise und ein Kind trat heraus, ein Mädchen von kaum zehn Jahren, in einem weißen Kleide mit blauen Bändern, den schönen Kopf mit flatternden, schwarzen Locken fröhlich erhoben, die großen dunkeln Augen auf Solthf geheftet. Jetzt breitete sie die bloßen Arme nach ihm aus und rief mit einer hellen, melodischen Stimme, mit einem süßen Lachen: „Boguslav, da bist Du!

Du hast so lange nicht mit mir gespielt, komm, komm doch! ich darf nur kurz verweilen.“

Der Eindruck war ein überwältigender. Der Graf that zwei Schritte nach vorwärts, sank auf die Kniee, presste die Hände vor das Gesicht und begann laut zu weinen. Er fühlte, wie ihn zwei Arme leicht und körperlos umschlangen und wie zwei kleine Hände ihn berührten, dustig und kalt zugleich, wie Rosenblätter vom Frühlingsreif überzogen. Ein Schauer rieselte ihm über den Leib, nicht jener des Entsetzens, sondern ein süßer Schauer der Freude und der Hoffnung.

„Bleib' bei mir,“ bat er.

„Ich kann nicht,“ gab die Erscheinung zur Antwort, „aber Du hast jene dort, sie wird Dich nicht verlassen.“

„Dragomira?“

„Ja, sie wird Dich den Weg zum irdischen Glück führen und jenen zum ewigen Heil. Leb' wohl, vergiß mich nicht. Ich denke oft an Dich.“

Die Erscheinung schwebte langsam empor. Vergebens sprang Soltyk auf und suchte sie in seine Arme zu schließen, mit einem leisen Lachen flatterte sie ihm davon, einem Sommerfalter gleich. Noch schwamm ihr Gewand, noch wehten ihre Locken in der Luft, dann wurde es mit einem

Male wieder dunkel, die geisterhaften Töne, die den Saal durchzittert hatten, verstummten, der Blumenduft verschwand.

„Genug,“ sprach er, vorsichtig, Schritt für Schritt zu Dragomira zurückkehrend. „Ich bin in einem Zustand, der an Tollheit grenzt. Machen Sie ein Ende.“

„Das hängt nicht von mir ab.“

„Lassen Sie Licht bringen.“

Dragomira zog die Glocke. Es währte nicht lange, so kam der Greis mit seiner Laterne und zündete die Kerzen des Armleuchters an, welche jetzt ruhig und hell brannten.

„Entferne den Vorhang,“ befahl der Graf.

Der Greis wechselte unbemerkt einen Blick mit Dragomira und that wie ihm geheißen.

„Geh jetzt.“

Kaum hatte der Alte sich entfernt, zitterte wieder ein sanfter, klagender Ton durch den Saal, und dann stieg beim hellen Kerzenschein eine weiße Gestalt aus dem Boden herauf. „Zweifelst Du noch?“ fragte eine schöne Stimme, voll und feierlich wie Orgelton.

„Nein, nein,“ erwiderte Soltys dumpf. Die Erscheinung hatte sich in demselben Augenblick in Nebel aufgelöst.

„Glauben Sie mir jetzt?“ fragte Dragomira.

Statt zu antworten sank der Graf vor ihr in die Kniee und barg sein bleiches Antlitz in ihrem Schooß. Dragomira blickte ruhig auf ihn nieder ohne Spott, aber auch — ohne Mitleid.

9. Herunter mit der Larve.

„O! du bist grausam,
Du tödtest Alles, was dich liebt.“
Lope de Vega.

Mit schwerem Herzen bemerkte Herr Dginski, daß die Wangen seiner Tochter von Tag zu Tag bleicher wurden und daß sie, die sonst vom Morgen bis zum Abend gescherzt, gelacht, gesungen hatte, sich jetzt stets still und ernst zeigte. Er berieth sich mit seiner Frau, welche ihm seinen Kummer auszureden versuchte, aber Beide waren gleich froh, als Anitta die Erlaubniß erbat, Unterricht im Malen zu nehmen. Sie sahen es gern, daß sie Zerstreuung suchte und manchen Vormittag bei dem alten Maler, einem altpolnischen Original, zubrachte, und es erregte auch keinen Verdacht, wenn sie manchmal Abends ihren Meister zu besuchen vorgab, war es ja doch Taras, der alte, treue, verlässliche Taras, der sie jedesmal begleitete.

Niemand ahnte, daß dieser Unterricht nur den Vorwand abgab, um sich eine größere Freiheit zu erobern, und daß Anitta die Zeit, welche sie außerhalb des Elternhauses zubrachte, vorzüglich dazu benutzte, zusammen mit dem treuen Alten Dragomira zu beobachten und ihr mehr als einmal auf ihren Schleichwegen zu folgen.

Eines Abends, als die Beiden Dragomira bis zu der rothen Schenke nachgegangen waren und diese sich von Spionen des Jesuiten verfolgt wähnte, blieb sie plötzlich stehen und ging ihnen dann entschlossen entgegen.

„Was steht zu Diensten?“ begann sie, Anitta scharf ins Auge fassend. „Sie sind seit einiger Zeit auf meinen Fersen, was wünschen Sie?“ Dann stuzte sie. „Wäre es möglich!“ rief sie aus, „Anitta? Sie hier?“

„Ja, ich,“ erwiderte Anitta, noch überrascht und bebend, doch faßte sie sich schnell.

„Und Sie wünschen?“

„Ich will Ihnen sagen,“ erwiderte Anitta immer entschlossener und ruhiger, „daß Ihr Spiel durchschaut ist. Ich hielt Sie für eine Kofette, ich weiß jetzt, daß Sie Pläne verfolgen, welche das Licht scheuen, daß Sie —“

„Was wissen Sie davon?“ murmelte Drago-

mira, indem sie Anitta barsch beim Handgelenk faßte.

„Lassen Sie mich los,“ sprach diese energisch, „Sie werden mich nicht einschüchtern.“ Sie stieß Dragomira von sich und trat einen Schritt zurück.

„Was wissen Sie von meinen Plänen?“ wiederholte die Gegnerin.

„Wenig,“ sprach Anitta, „aber genug, um zu wissen, daß Zesim Jadewski durch Sie eine ernste Gefahr droht. Sie haben den Grafen Soltyf gleichfalls umgarnt. Gut, ich überlasse Ihnen diesen, aber verzichten Sie darauf, Zesim zu Ihrem Opfer zu machen.“

„Wirklich?“ spottete Dragomira, „Sie machen mir Soltyf zum Geschenk, als ob er Ihr Sklave wäre, und ich soll Ihnen Zesim dafür geben. Leider kann ich ebensowenig über ihn verfügen, wie Sie über den Grafen.“

„Weichen Sie mir nicht aus,“ sprach Anitta erregt, „Sie verstehen mich nur zu gut. Ich will, daß Sie auf Zesim verzichten, nicht zu meinen Gunsten, nur weil ihm durch Sie Verderben droht wie so manchem Andern. Hier ist etwas im Spiele, was ich noch nicht verstehe,

aber ich fühle, daß Jesim in Gefahr ist, so lange er eine Luft mit Ihnen athmet.“

„Du mühst Dich umsonst,“ erwiderte Dragomira mit kalter Majestät, „mich verstehst Du doch nicht, armes Mädchen, aber eins vielleicht, daß ich ihn liebe und ihn eben deshalb retten will, denn Du bist es, die seine Seele verdirbt, nicht ich.“

„Du liebst ihn?“ schrie Anitta auf, „Du! — um die ein Blutgeruch schwebt!“

„Schweige!“

„Ich schweige nicht, Du hast Pikturmo getödtet, Du tödtest Jeden, der Dich liebt. Du wirst auch Jesim opfern, ich weiß nicht zu welchem Zweck, aber es verlangt Dich auch nach seinem Blut. Mir sagt es das Herz, und deshalb werde ich das Netz zerreißen, in dem Du ihn gefangen hältst. Noch hast Du Zeit. Gib ihn frei.“

„Niemals!“

„Dann sieh Dich vor.“

„Wahnsinnige! Du hüte Dich vor mir.“

„Herunter mit der Larve!“ rief Anitta, „laß die Welt dieses Antlitz sehen, mit dem Du Nachts wie eine Wölfin durch die Straßen schleichst, bekenne offen Deine Thaten.“

Dragomira überlegte einen Augenblick, ob sie Anitta nicht auf der Stelle niederstoßen, ihr mit

dem kalten Stahl den Mund schließen sollte, der sie so heftig anlagte, aber sie sagte sich, daß Anitta nichts wisse, nichts wissen könne, daß noch nichts verloren sei, daß das leidenschaftliche Mädchen nur von einer unbestimmten Ahnung getrieben werde, und daß ein übereilter Dolchstoß auf offner Straße im Gegentheil Alles verderben und sie selbst an das Messer liefern könnte.

„Was für Thaten?“ gab sie mit einem Male wieder kalt und gelassen zur Antwort. „Was für Einbildungen quälen Dich? Wenn ich vielleicht einer geheimen Gesellschaft angehöre, die das Beste will für unser Volk, wäre es edel, mich zu verrathen? Wer kann behaupten, daß Pikturmo durch mich in den Tod getrieben wurde? Wenn er mich geliebt und über meine Kälte verzweifelt seinem Leben ein Ende gemacht hätte, wäre ich dafür verantwortlich? Ebenso gut kann er ein Verräther gewesen sein, den seine Bundesgenossen gerichtet haben.“

„Mag sein,“ sagte Anitta, „ich will es glauben und will Dein Geheimniß achten, aber gieb Jesim frei.“

„Ich kann nicht.“

„Dann werde ich ihn retten, gegen Deinen Willen.“

„Versuch' es.“

„Du willst den Kampf?“ fuhr Anitta fort, „es sei. Du kennst mich nicht, ich fürchte nichts, mich schreckt auch nicht der Tod, mag Eine von uns verderben, ich oder Du.“

„Mit mir ist Gott!“ rief Dragomira.

„Lästere nicht.“ Anitta wandte sich zum Gehen.

„Noch eins.“ Dragomira folgte ihr und faßte sie bei der Hand. „Blaudere nicht, ich fühle Mitleid mit Dir, es würde mich schmerzen, wenn Du das Opfer Deiner Liebe würdest.“

„Du wirst mich nicht einschüchtern,“ sprach Anitta, „ich habe so viel zu verlieren wie Du, nicht mehr, nicht weniger.“ Sie entfernte sich mit Taras, während Dragomira ihr lange nachblickte und dann statt in die rothe Schenke einzutreten, wie sie beabsichtigt hatte, auf Umwegen in das Haus des Sergitsch zurückkehrte, um sich wieder in die vornehme, kokette Weltdame zu verwandeln, zu deren Füßen die ganze Jugend Kiw's lag. Anitta kam nach Hause, etwas erhitzt und erregt, aber zufrieden mit sich selbst. Sie fühlte mit einem Male ihre ganze Kraft. Ihre muthige, reine Seele schreckte vor dem Kampfe, den sie begonnen, keinen Augenblick zurück. Aber sie war

auch klug, und so überlegte sie alle Chancen für und wider und sah sich nach Bundesgenossen um. Da war vor Allem Pater Glinzki. Sie schrieb sofort ein paar Zeilen an ihn, welche sie Taras anvertraute, und während ihre Eltern am folgenden Abend eine Soirée besuchten, erwartete sie den alten Freund in ihrem kleinen Boudoir.

„Nun, was giebt es Neues?“ fragte der Jesuit lächelnd, „hast Du Dich endlich bekehrt, darf ich meinem Grafen Glück wünschen?“

„Er denkt ohnehin nicht mehr an mich.“

„An wen denn?“

„Scherzen Sie nicht,“ erwiderte Anitta, „ich habe Ernstes mit Ihnen zu besprechen. Wir müssen uns die Hand reichen, gemeinsam handeln.“

„Zu welchem Zweck?“

„Gegen eine gemeinsame Gegnerin, gegen Dragomira Malutin.“

Glinzki stutzte. „Was weißt Du von ihr?“

„Sie hat Soltyk und Besim zu gleicher Zeit umgarnt,“ fuhr Anitta fort, „es gilt für Sie den Grafen, für mich den Letzteren, dem mein Herz, mein Leben gehört, zu retten. Wäre Dragomira einfach eine Kofette, dann wäre ich zu stolz ihr Besim streitig zu machen. Aber sie gehört einer geheimen Gesellschaft an, welche große, gefähr-

liche politische Zwecke verfolgt, und sie bezaubert die Männer, die sich ihr nähern, nur um sie den Zwecken dieser Gesellschaft dienstbar zu machen. Pikturmo ist das Opfer dieses Geheimbundes geworden, und Dragomira wird sich nicht besinnen auch den Grafen und Zesim dem Untergang zu weihen, wenn ihre Pläne es nothwendig erscheinen lassen.“

„Woher weißt Du, daß Pikturmo durch Dragomira's Hand gefallen?“

„Das habe ich nicht gesagt,“ erwiderte Anitta, „aber sie hat Antheil an seinem blutigen Ende.“

„Du bildest Dir dies nur ein.“

„Nein, ich bin überzeugt davon. Ein Zufall hat mich darauf geführt, und Dragomira hat es mir selbst so gut wie zugestanden.“

„Das wäre etwas.“

„Ich kann Ihnen noch mehr sagen,“ fuhr Anitta fort, „aber Sie dürfen nichts thun ohne mich, und vor Allem müssen Sie mir versprechen, mich nicht mehr mit Soltys zu quälen.“

„Mein Wort.“ Der Jesuit gab Anitta die Hand, und sie küßte dieselbe in einer freudigen kindlichen Aufwallung.

Pater Glinzki lauschte hierauf mit athemloser Spannung den seltsamen Dingen, welche sie ihm

erzählte, und als sie zu Ende war, wünschte er sich Glück, eine so kluge und energische Verbündete gefunden zu haben.

Nach Hause zurückgekehrt, beschloß Pater Glinzki, noch einen letzten Versuch beim Grafen zu machen.

„Gestatten Sie mir,“ begann er, „Sie aufmerksam zu machen, in welcher Gefahr Sie sich befinden.“

„Die alten Geschichten.“

„Ich sagte Ihnen bereits, daß Dragomira bestimmte Pläne in Bezug auf Ihre Person verfolgt.“

„Können Sie mir mehr von diesen Plänen sagen?“ unterbrach ihn Soltyk spöttisch.

„Ja.“

„Also, klären Sie mich auf.“

„Dragomira gehört einem Geheimbund an.“

Soltyk zog die Stirne zusammen. „Ich muß Ihnen Ihre Warnung zurückgeben, lieber Glinzki,“ sagte er finster, „es ist nicht gut, von solchen Dingen zu sprechen, und noch gefährlicher ist es, sich in fremde Geheimnisse einzudrängen. Wenn Dragomira — was ich nicht glaube — wirklich an einem Unternehmen dieser Art betheilig ist, dann spricht dies nur dafür, daß sie ein ungewöhnliches Mädchen ist, und wir haben keine Ur-

sache, sie zu verrathen und die Rache ihrer Genossen herauszufordern.“

„Wie Pikturmo.“

„Was ist mit ihm?“

„Man hat ihn getödtet, weil er nicht schweigen konnte, ja vielleicht klebt sein Blut gerade an dieser kleinen, weißen Hand, die Sie so gerne küssen.“

„Unsinn!“

„Nicht ich allein weiß von diesen Umtrieben. Man flüstert bereits hier und dort davon, es wäre schrecklich, wenn Sie in dieselben verwickelt würden.“

„Was sagt man also?“

„Man spricht von einer Verschwörung.“

Soltyf sah den Jesuiten an und begann dann zu lachen.

„Warum lachen Sie?“

„Weil Sie so gut unterrichtet sind.“

„Es ist also keine Verschwörung.“

„Sie halten mich für sehr eingeweiht, wie ich sehe,“ sprach der Graf, „ich bin es nicht, aber so viel kann ich Ihnen doch sagen, daß Dragomira durchaus keine Verbindungen unterhält, welche sie mit den bestehenden Gesetzen in Konflikt bringen können, und damit genug.“ Ein

stolzer Wink der Hand, und der Jesuit zog sich zurück.

„Also keine Verschwörung?“ sagte er zu sich selbst, „was also — was?“ Glinzki setzte sich an den Kamin und brütete. Plötzlich kam ihm ein Gedanke, vor dem er selbst erschraf. Er preßte die Hand an die Stirne. Warum nicht? in diesem Lande der unglaublichsten Gegensätze, der merkwürdigsten Verirrungen, hier wo die Natur eine Sphinx scheint, die dem Menschen täglich neue Räthsel aufgibt, ist Alles möglich. Aber ein Mädchen aus alter, guter Familie, vornehm, reich, schön, begabt, erschaffen um glücklich zu sein und glücklich zu machen, wie war es möglich, daß sie zu einer solchen an Wahnsinn grenzenden Verirrung kam, daß sie auf diese mit Blut besleckte dunkle Bahn gerieth. Nein, es war nicht möglich. Und doch. War nicht um die Mitte dieses Jahrhunderts eine vornehme Dame, ein Hoffräulein der Kaiserin, die Gottesmutter der ausschweifenden tollen Sekte der Hlistowschen Adamiten? Dragomira konnte denselben Weg gehen, aber war es nicht gefährlich, eine so schreckliche Anklage zu erheben, so lange nicht schwerwiegende Beweise vorlagen? Und diese fehlten vorläufig.

Pater Glinzki erwog Alles, er ließ keinen

noch so kleinen Umstand unbeachtet und kam schließlich zu dem Ergebniß, daß nichts verloren war, sobald er bei der Ansicht Anitta's stehen blieb.

Eine Verschwörung! Genügt dies nicht, um die Polizei aufmerksam zu machen, um vorläufig zu erzielen, daß sich um Dragomira und ihre Genossen ein Netz von Spähern zusammenzog, bereit, sie Alle im entscheidenden Moment der Gerechtigkeit zu überliefern?

Das Ziel, das erreicht werden mußte, war auch auf diesem Wege, ja sogar sicherer und rascher zu erreichen, wozu also zu Mitteln greifen, die sich vielleicht als trügerisch und gefährlich erweisen konnten.

Er war jetzt vollständig entschlossen. Rasch wurde das Nöthige auf ein Blatt Papier geworfen und dann sofort ein Vertrauter an den Polizeikommissar Bedroßew abgeschickt.

10. Neue Minen.

„Nun helft ihr Zauberprüch' und Amulette.“
Shakespeare. Heinrich IV.

Es war ein kleines, vertrauliches Kabinet, in dem Bedroßew den Jesuiten empfing. Er bot Lekterem die Hand und eine Cigarre, welche Glinzki nahm und anzündete, dann saßen sie neben einander auf einem kleinen Ledersofa unter dem Bilde des Czaren und plauderten.

„Ich bin hier in einer sehr delikaten Sache,“ sagte der Jesuit leise, „und rechne auf Ihre Verschwiegenheit.“

„Ich hoffe, Sie kennen mich in diesem Punkte. Handelt es sich um einen neuen Streich Ihres Grafen, bei dem wir als rettender Engel eingreifen sollen?“

„Allerdings, etwas in dieser Art. Graf Soltyk hat seit einiger Zeit eine wahnsinnige Leidenschaft für eine junge Dame gefaßt, die

zwar aus guter Familie ist und somit zu seiner Lebensgefährtin nicht ganz ungeeignet wäre, aber die für ihn in anderer Richtung gefährlich ist.“

„Wer ist diese Dame?“

„Ein Fräulein Malutin.“

„Dragomira?“

„Sie kennen sie?“

„Ob ich sie kenne, ihre Eltern und sie selbst als Kind schon, ich verkehre auch hier in Kiew mit ihr.“

„Sie kennen sie also genau?“

„Ja.“

Glinski faßte den Polizei-Kommissar scharf in's Auge. „Trauen Sie ihr also einen Mord zu?“

Bedroßew lachte laut auf. „Wie kommen Sie auf eine so tolle Idee?“

„Sie halten Sie also für unfähig, eine solche That zu begehen oder zu veranlassen, selbst aus Motiven, welche ein exaltirtes Gemüth verwirren und zum Fanatismus stimmen können?“

„Aber, Hochwürden, Dragomira ist weder exaltirt noch verwirrt, sondern im Gegentheil sehr kalt, sehr klug und verständig.“

„Sie sind überzeugt, daß sie einer Schwärmerei unfähig ist?“

„Vollkommen unfähig.“

„Auch einer politischen?“

„Jeder Schwärmerei.“

„Es ist aber erwiesen, daß sie geheime Beziehungen unterhält.“

„Mit wem?“

„Mit dem Kaufmann Sergitsch.“

„Kenne ihn, Freund ihrer Mutter, harmloser, stiller, guter Mensch.“

„Sie kleidet sich bei ihm als Mann an und besucht Nachts die rothe Schenke.“

„Möglich.“

„Ist das kein verdächtiges Lokal?“

„Ja, aber das beweist nichts. Dragomira wird von dem Lieutenant Jadewski angebetet und giebt ihm Hoffnung auf ihre Hand, aber sie ist klug genug, vorher den Versuch zu wagen, ob es ihr nicht gelingt, Gräfin Soltyk zu werden. Den Grafen begünstigt sie offen vor der Welt, sie verbirgt vor ihm ihre Beziehungen zu Zesim und muß diesen daher insgeheim sehen und sprechen. Daher die nächtlichen Promenaden. Sie sehen, daß dies Alles so unschuldig wie möglich ist, Dragomira ist in jeder Beziehung tadellos, sie ist nicht einmal eine Kofette im gewöhnlichen Sinn, sie ist einfach klug genug, sich die Hand eines angesehenen und reichen Magnaten erobern zu wollen, und das ist kein Verbrechen.“

„Aber man bringt den Tod Pikturno's mit ihr in Zusammenhang.“

„Auch diese Geschichte kenne ich. Wahrscheinlich war Dragomira der Anlaß eines amerikanischen Duells zwischen Soltyß und Pikturno, wobei der Letztere die schwarze Kugel zog.“

„Trotz Allem, was Sie mir sagen, fürchte ich politische Umtriebe, in welche der Graf hineingezogen werden könnte.“

„Ich wiederhole, es handelt sich um Liebesgeschichten,“ erwiderte Bedroßew lächelnd, „trotzdem werde ich nichts unterlassen, was dazu dienen kann, die Sache aufzuklären und Ihre Winke dabei benutzen.“

„Sie werden Dragomira beobachten lassen?“

„Ja.“

„Außerdem wäre es gut, wenn Sie das Fräulein einmal persönlich, als Freund ihrer Mutter, zur Rede stellen würden. Ihrem Scharfblick würde sich dann vielleicht Manches offenbaren, was uns Anderen entgeht.“

„Auch dies will ich thun. Dagegen suchen Sie den Grafen in den nächsten Tagen von Dragomira so viel als möglich abzulenken, ihn zu beschäftigen, zu zerstreuen.“

„Es soll geschehen, und sobald ich etwas

Neues erfahre, werde ich nicht verfehlen, es Ihnen sofort zu melden.“

Die Beiden schieden mit einem herzlichen Händedruck und einem Lächeln, das bei dem Polizei-Kommissar sagen wollte: Du bist etwas naiv, mein Freund, für einen Jesuiten, und bei dem Vater: Du bist etwas kurzichtig, mein Freund, für einen Polizei-Kommissar. Trotzdem berief Bedroßew auf der Stelle den feinsten und erprobtesten seiner Agenten, um sich mit ihm eingehend zu berathen und ihm dann die nöthigen Weisungen zu ertheilen.

Der Jesuit sendete zur selben Stunde einen Eilboten an Herrn Tarajewitsch, einen Verwandten des Grafen, den dieser sonst gern gesehen und mit dem er manche Nacht durchschwärmt hatte. Tarajewitsch kam und fand im Hotel de l'Europe, wo er abstieg, bereits den Jesuiten. Die Beiden verständigten sich rasch und schlossen auf der Stelle ein inniges Bündniß, denn Tarajewitsch war für Geld und gute Worte jederzeit zu haben, und dem Jesuiten kam es nicht darauf an, seiner Beredsamkeit durch ein paar Rubelscheine mit dem Bildniß Katharina II. mehr Nachdruck zu verleihen.

Eine Stunde später stürmte dieser Biedermann bereits als zärtlicher Verwandter in das Kabinet

des Grafen. „Lieber Boguslaw!“ rief er, indem er den Letzteren umarmte und zweimal schallend küßte, „da sind wir wieder einmal in Kiew, ich wollte Dir eine recht große Freude machen und habe Dich deshalb überrascht. Natürlich wohne ich bei Dir und wir werden uns einige Tage herrlich amüsiren.“

Als Soltys sicher war, daß Tarajewitsch nur ein paar Tage bleiben wollte, athmete er auf. Der liebe Verwandte gab hierauf ohne Weiteres den Auftrag, seinen Koffer aus dem Hotel herüberzuschaffen.

„Nun, was fangen wir an?“ sprach er, nachdem er eingerichtet war, „vor Allem ein Programm.“

„Ganz nach Deinem Belieben.“

„Also für heute. Zuerst ein Diner im Klub und ein Spielchen. Dann Theater. Was giebt man?“

„Die Traviata.“

„Sehr gut,“ rief Tarajewitsch, „und nach der Oper gehen wir zu den Zigeunern, es soll ein herrliches Weib dort sein, die Zemira, kennst Du sie nicht?“

„Ich habe von ihr gehört.“

„Schön, wild, ein menschlicher Panther, die reine Bajadere.“

Solthf begann sich mit dem Programm seines Betters etwas auszuföhnen. Ein schönes Weib zu sehen war immerhin der Mühe werth. Sie speisten also vorher im Klub, dann begann das Spiel, Makao. Tarajewitsch spielte so sinnlos, daß sogar Solthf sich unbehaglich zu fühlen begann und endlich voll Verdruß und Ekel zum Aufbruch mahnte. Tarajewitsch hing sich an seinen Arm, in fröhlicher Weinlaune, die Taschen voll Geld.

Sie machten hierauf Toilette und fuhren in das Theater. Tarajewitsch benahm sich wie ein Wahnsinniger, er schickte der Primadonna eine Tüte Bonbons auf die Bühne und rief nach jeder Nummer da capo!

Solthf fühlte sich förmlich erlöst, als sie wieder im Wagen saßen und es zu den Zigeunern ging. „Höre einmal,“ sagte er zu Tarajewitsch, „nimm Dich in Acht, mit den Mädchen Unsinn zu machen, sie sind kokett, wie man mir sagt, und nehmen jede artige Huldigung entgegen, aber ihre Tugend ist über jeden Zweifel erhaben. Bei dem geringsten Verstoß setzen wir uns mindestens einem Skandal, wenn nicht den Dolchen ihrer schwarzen Ritter aus.“

„Ich weiß, ich weiß,“ brummte Tarajewitsch.

Da war das Café, ein großer orientalischer Kiosk, eingerichtet wie ein Palast aus „Tausend und eine Nacht“. Die mittlere Rotunde bildete eine Art Tanzsaal, in welchem eine Zigeunerkapelle ihre wildschwermüthigen Weisen spielte. Längs der Wände liefen unter Palmen und anderen Pflanzen der heißen Zone niedere, schwellende Divans. Auf diesen saßen und lagen in malerischen Stellungen, weiß gekleidet, mit kostbaren Juwelen beladen, die braunen, gazellen-äugigen Töchter Indiens und lachten und plauderten mit den eleganten Herren und Offizieren, die ihnen den Hof machten.

Von Zeit zu Zeit sprang ein halbes Duzend auf und führte mit klingenden Tamburinen einen phantastischen Tanz auf.

Tarajewitsch ließ den Grafen an eine Säule gelehnt stehen und unterhandelte heimlich mit einer alten Zigeunerin, welche ihm von Glinzki bezeichnet und empfohlen war.

Nicht lange danach trat aus diesem feenhaft beleuchteten Paradies Mohammed's die schönste Huri auf den Grafen zu und bot ihm die Hand. Es war eine schlanke, ebenmäßige Gestalt, die mit jedem marmornen Venusbilde wetteifern

konnte. Aus ihrem edelgeschnittenen, leicht gebräunten Gesicht strahlte das wunderbare Feuer zweier großer, schwarzer Augen. Ihr Haar, von Perlen und Korallen durchflochten, fiel üppig auf die Schultern herab. Sie trug goldgestickte Pantoffeln, weite, türkische Beinkleider, einen kurzen bunten Rock, ein Leibchen mit Juwelen besät, Alles aus starrer, blutrother Seide, und an den bloßen Armen eine Reihe goldener Ketten.

„Guten Abend, Graf,“ rief sie lächelnd.

„Kennst Du mich?“

„Und Du, kennst Du mich nicht? Ich bin Zemira, die man den Stern von Kiew nennt, gefalle ich Dir?“

„Frage Deinen Verlobten.“

„Ich habe keinen, bei Gott!“

„Wenn Du Jemand zum Besten haben willst, dann suche Dir Einen, der noch an Zigeunerschwüre glaubt.“

„D! Du bist klug,“ erwiderte die braune Schöne, „aber diesmal irrst Du Dich doch. Du, dem alle Frauenherzen entgegenschlagen, solltest Du nicht auch im Stande sein, das einer armen, kleinen Zigeunerin zu bethören? Komm, sag' mir, daß Du mich schön findest.“

„Schön bist Du in der That.“

„Und das Schöne liebt man, nicht wahr?
Also liebe mich.“

Solthf lachte.

„Lache nicht,“ rief Zemira, mit dem Fuße stampfend, „ich will, daß Du mich liebst.“

„Hier, nimm diesen Trank, und Du wirst für mich entflammen.“ Sie zog ein kleines Fläschchen hervor und gab es ihm.

„Nein, mich wirst Du nicht behexen,“ erwiderte Solthf, „nicht mit Deinen Augen und nicht mit Deinem Liebestrank.“ Zemira faßte ihn fest in's Auge, trat drei Schritte zurück, erhob die Arme und zog sie langsam an sich, als ob sie seine Seele magisch an sich reißen wollte, und murmelte ein paar unverständliche Worte.

„Ein Zauberspruch,“ spottete Solthf, „er wirkt nur, wenn man daran glaubt.“

„Bist Du denn von Stein?“ fragte das schöne Mädchen erstaunt, „o laß mich einmal in Deiner Hand lesen.“ Sie bemächtigte sich derselben, warf einen raschen Blick in dieselbe, dann auf Solthf und schüttelte erschreckt den Kopf. Diesmal war es keine Komödie, welche die braune Schöne spielte. „Was liest Du Böses in meiner Hand?“ fragte Solthf.

„Es ist besser, nicht Alles zu wissen, was im Schicksalsbuch geschrieben steht.“

„Ich will es dennoch hören.“

„Deine Lebenslinie ist durchschnitten,“ murmelte Zemira, „hier, ganz plötzlich. Dein Ende ist näher, als Du glaubst, und zwar ein gewaltfames, schreckliches Ende.“

Soltyf zuckte die Achseln und gab der Zigeunerin ein Goldstück, dann winkte er Tarajewitsch.

„Du willst schon gehen?“ sagte dieser.

„Nein, aber trinken wir,“ gab Soltyf zur Antwort, „der Wein verscheucht die bösen Geister. Mir ist dieser ganze Zaubergarten hier unheimlich, diese wahnsinnigen Blumen mit ihrem narkotischen Duft, diese Geigen, welche gleich gefallenen Engeln flüstern, klagen und weinen, und vor Allem diese schönen braunen Weiber mit den sündhaften Augen. Ich habe die Idee, sie werden sich jetzt in Schlangen und anderes Gewürm verwandeln.“

Während der Graf mit Tarajewitsch eine Flasche um die andere leerte, erstattete der Agent dem Polizei-Kommissar die folgende Meldung:

„Es ist sicher, daß Dragomira in der rothen Schenke als Mann verkleidet verkehrt und daß Pikturmo dort ein täglicher Gast war. Ebenso steht es außer Zweifel, daß er der Jüdin Bassi

Rachelles den Hof gemacht hat. Endlich wurde festgestellt, daß zur Zeit, wo Pikturmo verschwand, Dragomira von Kiew abwesend, und auch die Jüdin in jener Nacht, wo Pikturmo zum letzten Male gesehen wurde, nicht in Kiew war.

11. Menschenjagd.

„Nun stehst du da in deiner eignen Schlinge.“ A. Dehlenschläger.

Nachdem er sie wiederholt aufgesucht hatte, sendete Zesim einen Brief voll Vorwürfe an Dragomira. Sie antwortete ziemlich spöttisch und bat ihn Nachmittags zu kommen. Als er zur Dämmerstunde eintrat, kam sie ihm schöner und verführerischer als je, mit einem hellen Lachen entgegen.

„Wieder einmal eifersüchtig, mein Freund?“ waren ihre ersten Worten, die sie leicht und siegesbewußt hinwarf.

„Es scheint Dir Vergnügen zu machen, mich leiden zu sehen,“ antwortete Zesim.

„Nein, gewiß nicht,“ sagte sie, „Du hast überhaupt kein Recht, mich anzuklagen. Ich habe Dir ehrlich gesagt, was Du von mir zu erwarten hast und was nicht, ich habe Dir damals auf

dem Rückweg von Myschkow ehrlich meine Hand gereicht, für immer, aber unter bestimmten Bedingungen, die Du nicht erfüllst, weil Du kein volles Vertrauen zu mir hast.“

„Doch, Dragomira,“ rief Zesim, indem er sie umschlang und an seine Brust schloß, „aber ich liebe Dich so sehr und deshalb —“

„Liebe vertraut,“ erwiderte sie, „und Du quälst Dich und mich mit Einbildungen.“

„Dein Verkehr mit dem Grafen —“

„Ist nothwendig. Ich habe eine ernste Aufgabe zu erfüllen ihm gegenüber.“

„Immer dieselben Motive, dieselben Ausflüchte.“

„Ein Beweis, daß ich konsequent bin.“

„Siehst Du denn nicht, wie sehr ich leide?“

„Ist das meine Schuld? Habe ich Dir Versprechungen gemacht, die ich nicht erfülle? Habe ich Dir nicht Alles vorausgesagt?“

„Du hast Recht,“ sprach Zesim, „ich bin ein Narr, verzeih' mir!“ Er kniete vor ihr nieder und begann ihre Hände zu küssen.

Sie lächelte, und er war wieder glücklich, aber nicht lange, denn Bedroßew kam und riß ihn mit seinem hölzernen Lachen aus allen Himmeln. „Störe ich?“ fragte er, Dragomira mit den

Augen Winke gebend, „es scheint fast so, bedaure sehr, aber ich habe in einer Angelegenheit mit Ihnen zu sprechen, mein Fräulein, nur wenige Worte.“

„Laß mich allein mit ihm,“ sagte Dragomira leise zu Zesim, „er ist ein alter Freund meiner Familie und hat ohne Zweifel einen Auftrag an mich.“

Zesim ging, aber recht ärgerlich und mit einem leisen Fluch gegen den Polizei-Kommissar auf den Lippen.

Dragomira setzte sich in die Sofaecke und Bedroßew ihr gegenüber in den Lehnstuhl. Sie war so klug gewesen, es so einzurichten, daß sie im Schatten saß und das volle Licht auf ihn fiel. Sie wollte ihn beobachten und selbst so gut als nur möglich vor seinem scharfen Blick geschützt sein.

„Sie haben Pikturmo gekannt?“ begann er gleichgültig, „ich glaube, Sie haben mir davon erzählt.“

„Ja, ich habe ihn ein- oder zweimal gesehen.“

„Sie sagten mir auch, er sei das Opfer eines amerikanischen Duells geworden.“

„Ich glaube es.“

„Sein Gegner war Graf Soltyk.“

„Eine Vermuthung.“

„Ich kann Ihnen heute auf das Bestimmteste sagen, daß Sie sich geirrt haben,“ erwiderte Bedroßew rasch, in der Absicht, Dragomira zu verwirren, „Pikturmo ist ermordet worden.“

„Ach! das ist interessant, und sind die Mörder bereits entdeckt?“

„Ich bin auf ihrer Spur.“

„Wie von Ihrem Scharfblick und Geschick zu erwarten war, und was für Beweggründe sind im Spiel? hat man ihn beraubt?“

„Darüber muß ich noch schweigen.“

„Warum? ich verrathe nichts,“ sagte Dragomira, rückte näher und faßte Bedroßew's Hände. „Es ist nicht artig, mich erst so neugierig zu machen und dann vor einer verschlossenen Thür stehen zu lassen.“

„Wir haben hier in Kiew ein berühmtes Lokal,“ sagte jetzt der Polizeikommissar, „in der allerhand Gesindel verkehrt, die sogenannte rothe Schenke.“

Dragomira begann zu lachen.

„Was haben Sie, was stimmt Sie so heiter?“

„Ich dachte, daß dort — daß vielmehr verliebte Paare dort zusammentreffen, Mädchen, die

gegen den Willen ihrer Eltern ihr Herz verschenkt haben, Frauen —“

„Davon weiß ich auch,“ fuhr Bedroßew fort, „aber die Wirthin, eine durchtriebene Jüdin, und deren Genossen sind verdächtig, Schmuggel zu treiben und mit Dieben in Verbindung zu stehen. Ein Raub oder Mord ist dieser Bande auch zuzutrauen.“

„Wirklich? Es ist mir lieb, daß Sie mir das sagen.“

„Weshalb?“ fragte der Polizei-Kommissar lau-
ernd, „Sie haben doch wohl niemals Ihren Fuß über die Schwelle dieser Schenke gesetzt?“

Wieder begann Dragomira zu lachen.

„Also doch?“

„Ja, aber nur im tiefsten Vertrauen sage ich es Ihnen,“ gab Dragomira zur Antwort, „ich war wiederholt dort. Meine Tante ist sehr ängstlich und bewacht mich sehr strenge. Sie verstehen?“

„Vollkommen. Sie haben Zesim dort getroffen.“

„Das sage ich nicht.“

„O! ich weiß mehr als Sie denken.“

„Was zum Beispiel?“

„Daß Sie manchmal Nachts durch die Straßen promeniren, verkleidet bis zur Unkenntlichkeit.“

Wieder ein helles Lachen. „Dann begreife ich freilich,“ rief Dragomira, „daß Diebe und Mörder unentdeckt bleiben, wenn die Polizei nichts Besseres zu thun weiß, als sich um verliebte Mädchen zu bekümmern. Es ist zu köstlich!“ Sie brach wieder in ein helles Lachen aus und lachte noch, als Henryka eintrat und an ihren Hals flog.

„Ich habe doch immer Recht,“ dachte der Polizei-Kommissar, „die ganze Sache ist so unschuldig als möglich, und der Jesuit, der klüger sein will, als ich, sieht einfach bei hellem Tage Gespenster.“

„Was hast Du?“ fragte Henryka, „Du bist so ausnehmend heiter.“

„Herr Bedroßew hat mir soeben eine sehr komische Geschichte erzählt,“ gab Dragomira zur Antwort, „aber kehren wir zu unserem Thema zurück.“

„Ich bitte, meine Mittheilungen waren vollkommen vertrauliche.“

„Die Kleine da,“ erwiderte Dragomira, indem sie Henryka durch das Haar strich, „braucht auch gar nicht zu wissen, um was es sich handelt, aber mich interessirt die Sache fieberhaft. Mir er-

scheint der Beruf, das Wirken der Polizei als die aufregendste und höchste Form der Jagd, die Menschenjagd. Da ich eine leidenschaftliche Jägerin bin, begreifen Sie wohl mein Interesse. Ich kenne keine größere Lust, als zu Pferde, von Windhunden begleitet, durch die Steppe zu reiten und Hasen und Füchse zu hegen. Wie aufregend muß es aber erst sein, wie köstlich, Menschen aufzuspiiren, zu hegen, in das Garn zu treiben. Lassen Sie mich an diesem dämonischen Vergnügen, das Sie genießen, theilnehmen.“

„Sie irren sich,“ sprach Bedroßew, „es ist oft eine schwere, traurige Pflicht.“

„Für Sie vielleicht,“ erwiderte Dragomira, „für mich wäre es ein mit Grauen gemischter Genuß, und deshalb bitte ich Sie, im vollsten Ernste, machen Sie mich zur Polizeiagentin. Glauben Sie mir, daß beide Theile dabei gewinnen werden, denn ich möchte den Mann sehen, der kaltblütiger, entschlossener, schlauer wäre als ich.“

„Ein Polizeiagent, den die Natur mit so vielen Reizen beschenkt, wäre allerdings unbezahlbar,“ rief Bedroßew lachend.

„Also abgemacht,“ sagte Dragomira und bot ihm die Hand.

„Abgemacht,“ antwortete der Polizei-Kommissar und schlug ein, „ein guter Spaß, wirklich —“

„Mir ist es Ernst.“

„Nehmen Sie auch mich in Ihre Dienste,“ bat Henryka, „ich stelle mir die Sache ungemein anziehend vor.“

„Auch Sie?“ sprach Bedroßew lachend, „ich werbe jetzt alle schönen Damen in Kiew an, nachdem ich so glorreich begonnen.“

„Welcher Unsinn,“ sagte er zu sich selbst, als er die Treppe hinabstieg, „dieses harmlose Mädchen in dieser Weise zu verdächtigen. Vielleicht war Pikturmo ihr Anbeter, und sie war der unschuldige Anlaß seines Todes, aber alles Andere ist verrücktes Zeug.“

Oben stand indeß Dragomira stumm beim Fenster und lauschte, während sie Henryka's Hand fest umklammert hielt. Als die Hausthür in das Schloß fiel und sie sich sicher fühlte, nahm ihr schönes Gesicht plötzlich einen finstern, fanatischen Ausdruck an, und in ihren Augen funkelte eine unheimliche Unerbittlichkeit. „Er ist auf unserer Spur,“ flüsterte sie Henryka zu.

„Wie? was hat er entdeckt?“ fragte Henryka, bis in die Lippen bleich.

„Er weiß, daß Pikturmo ermordet wurde, und

sein Verdacht richtet sich auf unsere Leute in der rothen Schenke. Er weiß auch, daß ich diese besucht habe. Für den Moment ist er beruhigt, aber wer bürgt uns dafür, daß der nächste Tag, ja die nächste Stunde uns nicht verräth und an das Messer liefert?“ Dragomira ging mit großen Schritten auf und ab.

„Was willst Du thun?“ fragte Henryka nach einer Weile.

„Ehe Alles entdeckt ist, muß ein rascher Streich gegen ihn geführt werden.“

„Du willst ihn tödten?“

„Ja.“

„Ist er nicht ein Freund Deiner Eltern, Dein Freund?“

„Er ist von jetzt ab nur noch der Feind unserer heiligen Gemeinde, der Feind Gottes in meinen Augen,“ gab Dragomira zur Antwort, „ich kann ihn nicht schonen, es wäre ein Frevel, mit ihm Erbarmen zu haben und uns Alle zu verderben.“

„Du hast Recht.“

„Sein Tod ist beschlossen,“ fuhr Dragomira fort, „sein Urtheil gesprochen, ich selbst werde es vollstrecken, und Du wirst ihn in das Netz locken.“

„Auf mich kannst Du zählen,“ sagte Henryka, „was habe ich zu thun?“

„Du wirst es erfahren, wenn es an der Zeit ist. Der Menschenjäger soll jetzt selbst zum Wilde werden, das wir jagen, er entkommt mir nicht, und ist er erst in meiner Hand, dann opfere ich ihn ohne Erbarmen der großen Sache, der wir Alle dienen.“

12. In der Schlinge.

„So rollt der Frevel seine jähe Bahn,
Mit jedem Schritt verdoppelt sich sein Lauf.“

Krummacher.

Am folgenden Abend kam eine verschleierte Dame in das Polizeiamt und verlangte den Polizeikommissar Bedroßew zu sprechen. Da sie einen distinguirten Eindruck machte, wurde sie sofort gemeldet und vorgelassen. Als sie in sein Kabinet eintrat, erhob sich Bedroßew galant, um ihr einen Stuhl anzubieten, während sie rasch hinter sich die Thür schloß und absperrete.

„Kann uns hier Niemand hören?“ fragte eine bekannte Stimme. Erst als Bedroßew versichert hatte, daß kein Lauscher in der Nähe sei, schlug die Dame den Schleier zurück, und das bleiche, erregte Gesicht Henryka's wurde sichtbar.

„Sie, mein Fräulein,“ sprach Bedroßew, „aber was haben Sie, Sie sind ganz außer sich.“ Er

führte sie zu dem Stuhl, den er zu dem seinen herangerückt hatte. „Ich komme, um Ihnen eine wichtige Entdeckung mitzutheilen,“ sagte Henryka, „aber versprechen Sie mir, daß Niemand davon erfahren soll, da ich nicht als Ihre Agentin gelten will. Am wenigsten darf Dragomira ahnen, daß ich hier war. Ich will allein das Verdienst haben, Sie auf die Fährte geführt zu haben.“

„Welche Fährte?“

„Ich habe die Mörder Piktorno's entdeckt.“

„So. Sie meinen die Leute in der rothen Schenke?“

„Nein, diese sind es nicht.“

„Wer also?“

„Fragen Sie nicht, kommen Sie mit mir und zwar auf der Stelle, aber Sie müssen sich als Bauer verkleiden.“

„Gut, gestatten Sie mir nur einige Anstalten zu treffen und einen meiner Agenten mitzunehmen.“

„Gewiß, nur muß er sich gleichfalls verkleiden.“

„Das soll geschehen.“

„Ich erwarte Sie also in der Nähe unseres Hauses und zwar so bald als möglich.“

„In einer halben Stunde.“

Henryka nickte zustimmend, gab Bedroßew die

Hand und verließ ihn, um sich bei Sergitsch umzukleiden.

Die halbe Stunde war noch nicht vergangen, als Bedroßew sich in Begleitung eines seiner Agenten, Mirow, dem Hause des Herrn Monkony näherte. Etwa fünfzig Schritte von demselben entfernt stand ein schlichter Dorfschlitten mit drei kleinen, mageren Pferden bespannt. In demselben richtete sich jetzt eine schlanke weibliche Gestalt auf und winkte dem Polizei-Kommissar, der rasch herbeikam. Henryka in den Stiefeln, dem kurzen Perkalrock, dem Schafspelz und buntem Kopftuch einer kleinrussischen Bäuerin, begrüßte ihn mit einem Händedruck. Bedroßew und sein Begleiter, Beide als kleinrussische Bauern verkleidet, mit großen Stiefeln, Bumphosen und langen Röcken aus grobem, braunem, ungeschornem Tuch, Lammfellmützen auf dem Kopf, Beide mit Dolch und Revolver bewaffnet, stiegen ein. Henryka gab dem Bauer Doliva, welcher die Pferde lenkte, ein Zeichen und der Schlitten setzte sich in Bewegung.

Nachdem sie die Stadt im Rücken hatten, begann Bedroßew in seiner leichten, gutmüthigen Weise ein Verhör mit Henryka. Diese war darauf gefaßt und erwiderte so flug und bestimmt auf

alle seine Fragen, daß auch nicht der leiseste Verdacht in ihm aufkommen konnte.

„Was hat Sie bestimmt, mein liebes, gnädiges Fräulein,“ begann Bedroßew, „mir einen so wichtigen Dienst zu leisten?“

„Ihr letztes Gespräch mit Dragomira,“ gab Henryka lächelnd zur Antwort, „die Lust, etwas Neues, Ungewöhnliches zu erleben, der Reiz, welcher darin liegt, Gefahren aufzusuchen.“

„Für eine junge Dame ein nicht ganz ungewöhnliches Motiv.“

„O! ich habe Muth.“

„Und wie sind Sie auf die Fährte der Mörder gekommen?“

„Durch einen Zufall.“

„Dieser war allerdings der beste Verbündete der Polizei zu allen Zeiten.“

„Ein Mädchen aus unserem Dorfe,“ fuhr Henryka fort, „erzählte an einem jener Abende, wo sich Mädchen und Bursche versammeln, um zu spinnen, Märchen zu erzählen und Lieder zu singen, sie wäre unbemerkt Zeuge gewesen, wie man aus der Schenke, die unweit von Myschkow auf dem Wege nach Kiew liegt, einen vornehmen jungen Herrn gebunden und gefnebelt herausgebracht, auf ein Pferd geschnallt und nach dem

nächsten Hügel im Walde geführt habe. Dann seien mehrere Schüsse gefallen. Später kehrten die Räuber, welche geschwärzte Gesichter hatten, ohne den jungen Mann in die Schenke zurück und zechten hier. Einer von ihnen bot der Wirthin einen goldenen Ring zum Kaufe an.“

„Die Wirthin war also im Einverständniß?“

„Sie schien die Leute zu kennen.“

„Wie nennt sie sich?“

„Palachna Wotrubeszko.“

„Und das Mädchen — aus ihrem Dorfe?“

„Wird Alles bestätigen, wenn Sie dieselbe scharf zur Rede stellen.“

„Glauben Sie, daß Pikturmo dort im Walde begraben wurde?“

„Ohne Zweifel, da die Mörder ohne ihn zurückkehrten und dann bei Nacht und Nebel das Weite suchten.“

„Und Sie glauben, daß es Räuber waren?“

„Nein.“

„Verschworene?“

„Vielleicht, vielleicht auch nicht.“

„Welchen Zweck konnten sie sonst noch haben?“

„Haben Sie niemals von den Himmelspendern gehört?“

„O! gewiß,“ erwiderte Bedroßew überrascht,

„seit Jahren verfolge ich diese grausame, wahnfinnige Sekte, ohne daß es mir gelungen wäre, ein Mitglied derselben zu entdecken und der verdienten Strafe zu überliefern. Diese Unmenschen sind blutgierig wie Tiger und listig wie Schlangen.“

„Nun, wenn Sie es nicht an Vorsicht fehlen lassen und genau so vorgehen, wie ich es Ihnen sage,“ erwiderte Henryka, „dann kann es diesmal gelingen, die Fäden dieser schrecklichen geheimen Gesellschaft bloßzulegen.“

„Sie sind also überzeugt davon, daß Pikturmo ein Opfer dieser Sekte wurde?“

„Ich für meinen Theil bin überzeugt davon.“

„Das Bauermädchen sprach aber von Räubern.“

„Weshalb sollte die That selbst nicht durch gedungene Strolche verübt sein?“ antwortete Henryka, „die Anstifter müssen ja nicht zugleich die Mörder sein.“

„Das ist richtig,“ sagte Bedroßew, „ich danke Ihnen und stelle mich ganz unter Ihre Befehle.“

„Und Sie werden niemals verrathen, daß ich die Angeberin war?“

„Unter keiner Bedingung.“

Nach einer längern Fahrt zwischen schneebedeckten Feldern, verkrüppelten Weiden, elenden Strohhütten und vom Eise gefesselten Bächen und

Teichen, näherte sich der Schlitten dem Walde und der verdächtigen Schenke.

„Wir thun besser, nicht vor dem Hause zu halten,“ sagte Henryka, „es könnte Verdacht erregen, auch wäre es nicht unmöglich, daß ich trotz meiner Verkleidung erkannt würde. Mein Vorschlag wäre: hier die Straße zu verlassen und im Walde Halt zu machen. Während ich bei den Pferden bleibe, begeben Sie sich zu Fuße mit Ihrem Agenten und meinem Kutscher, der dort wohl bekannt ist, in die Schenke. In seiner Gesellschaft wird man Sie Beide für Landleute aus der Umgegend ansehen. Vergessen Sie aber nicht, vorher Ihre Pfeifen anzuzünden. In dieser Jahreszeit ist ein Bauer ohne brennende Pfeife nicht denkbar.“

„Ich bewundere Ihre Klugheit,“ sprach Bedroßew galant, „es ist leicht, einer so gewandten und verständigen Führerin zu gehorchen.“ Alles geschah, genau so, wie Henryka es vorgeschlagen hatte. Der Schlitten verließ die Straße und bog in den Wald ein. Man konnte hier nur im Schritt fahren, denn es war Nacht geworden und Sterne und Schnee verbreiteten nur ein ganz mäßiges Licht. Mitten im Dickicht hielt

Doliva die Pferde an, Henryka ergriff die Zügel, und die drei Männer stiegen ab.

„In einem Punkte möchte ich doch im letzten Augenblicke eine andere Anordnung treffen,“ sprach jetzt der Polizei-Kommissar, „es ist unmöglich, Sie an diesem Orte allein zu lassen, wie leicht könnte Ihnen ein Unglück zustoßen.“

„Ich fürchte mich nicht,“ erwiderte Henryka.

„Trotzdem will ich Ihnen meinen Agenten hier lassen,“ sagte Bedroßow, „es genügt, wenn Ihr Kutscher mich begleitet.“

„Wie Sie glauben,“ antwortete Henryka, sie war auch auf diese Wendung vorbereitet.

Der Agent nahm ihr hierauf die Zügel ab, und Bedroßow zündete mit Feuerstein und Schwamm seine Pfeife an. „Wenn ich es nöthig finde, werde ich ein Signal geben,“ sprach er dann, „sobald ein Schuß fällt, eilen Sie mir zu Hülfe.“

Der Polizeiagent nickte. Bedroßow reichte noch einmal Henryka die Hand und schritt sodann mit Doliva der Schenke zu. In der Nähe derselben war nichts Verdächtiges zu entdecken. Ein großer Wolfshund, der das Gebäude bewachte, begrüßte die Ankommenden mit lautem Gebell, und die Schenkstube war erleuchtet, das

war Alles, sonst weithin kein menschliches Wesen, noch die Spur eines solchen. Bedroßew näherte sich einem der halberblindeten Fenster und blickte in die erleuchtete Stube. Auch hier sah es wie in jeder andern Schenke aus, in der nur Juden und Bauern verkehren. Eine mit Naphta gefüllte, schmutzige Lampe versendete ein trauriges, grünes Licht; an einem der Tische aus rohem Holze saß ein Bauer, den zottigen Kopf auf beide Arme gebettet, und schlief vor seinem leeren Branntweinglas. Die Wirthin saß hinter dem Schenktisch und zählte Geld. Auf dem großen Ofen schlief eine getigerte Kaze.

Bedroßew gab Doliva einen Wink und trat mit ihm ein. Während der Polizei-Kommissar in einer halbdunkeln Ecke vor einem Tisch Platz nahm, verlangte Doliva mit lauter Stimme Branntwein und setzte sich dann Bedroßew gegenüber, den Rücken gegen den Schenktisch. Die Wirthin erhob sich, setzte zwei mit Kontuschuwka gefüllte Gläser vor die neuangekommenen Gäste und blieb dann, die Arme in die Hüften eingestemmt, vor denselben stehen. Sie sprach scherzend mit Doliva, dem sie ab und zu einen kräftigen Schlag auf die Schulter gab. Bedroßew fand auf diese Weise Zeit, sie ungestört zu beobachten. Es war ein

kräftiges Weib von etwa dreißig Jahren, etwas über Mittelgröße, mit vollen runden Formen. Sie trug Pantoffeln an den Füßen, einen bunten Rock, ein kurze Lammfelljacke, Korallen um den Hals und ein weißes Tuch um den Kopf, aus dem das reiche schwarze Haar ringsum hervorquoll und ein leichtgebräuntes Gesicht umrahmte, dem die kleine Stumpfnase und die kurze Oberlippe den Charakter troziger Härte verliehen.

„Wie heißt denn Dein Kamerad?“ fragte sie endlich, Bedroßew scharf ins Auge fassend, „mir kommt vor, ich habe ihn schon gesehen, aber ich weiß jetzt wahrhaftig nicht, wie er heißt.“

„Zwan Klutschanko.“

„Ist er aus Komtschin?“

„Ja, aus Komtschin.“

„Ihr kommt wohl aus der Stadt?“

„So ist es.“

Jetzt begann Bedroßew die Wirthin auszufragen.

„Man hat uns vorgeladen,“ sagte er, „es heißt, ein reicher junger Herr ist hier in dieser Schenke ermordet worden und diese neugierigen Herren bei Gericht, welche in Alles ihre Nase stecken, haben uns befragt, ob wir nicht Wind von der Sache haben.“

„Wie könnt ihr etwas wissen,“ erwiderte die

Wirthin, „wenn Jemand aussagen könnte, so wäre ich es.“

„Die Sache ist also wahr?“

„Ja. Einmal, Nachts, kam ein junger Edelmann aus Kiew und es kam zu gleicher Zeit eine vornehme Dame, dicht verschleiert. Dann drangen fremde Männer ein, banden mich, verbanden mir die Augen und überfielen den jungen Edelmann. Ich hörte ihn um Hülfe rufen, dann wurde es still, Alle zusammen ritten davon. Als sie zurückkamen, banden sie mich los, und einer der Männer mit geschwärztem Gesicht bot mir einen Ring zum Verkaufe an.“

Während Bedroßew die Schenke betreten und die Wirthin ins Verhör genommen hatte, warteten Henryka und der Agent Mirow im Walde. Längere Zeit wurde kein Wort gewechselt. Henryka hatte die Hände gefaltet und betete zu Gott um Kraft und Muth, und sie bedurfte in der That eines nicht geringen Muthes und rascher Entschlossenheit, denn ihr war in diesem Drama vielleicht die gefährlichste Rolle zugefallen.

„Es scheint, daß in der Schenke Alles gut geht,“ sagte endlich der Polizeiaгент.

„Ich hoffe es, wenn Bedroßew nicht voreilig

handelt oder sich eine unvorsichtige Aeußerung entchlüpfen läßt.“

„Sie sind mit Fräulein Dragomira Malutin befreundet?“ fragte jetzt der Polizeiaгент, indem er sich zu Henryka wendete.

„Ja, ich kenne sie ziemlich gut.“

„Halten Sie dieselbe für fähig, an ähnlichen Dingen, wie sie hier im Spiele sind, theilzunehmen?“ Henryka schwieg.

„Sie sind überrascht, daß ich einen solchen Verdacht zu äußern wage,“ fuhr der Polizeiaгент fort, „aber ich beobachte Fräulein Malutin schon seit geraumer Zeit und habe alle Ursache dazu, anzunehmen, daß sie um das Ende Piktorno's weiß, ja vielleicht dabei betheilig war.“

„Das ist nicht unmöglich.“

„Sie sind also der Meinung, daß ihr eine Verbindung mit dieser Sekte und ihren blutigen Thaten zuzutrauen ist?“

„Ja.“

„Haben Sie etwas in dieser Richtung bemerkt?“

„Nein, aber Dragomira ist eine Schwärmerin, und ich glaube nicht, daß sie davor zurückschrecken würde, Blut zu vergießen.“

In diesem Augenblick tauchte aus den fernen Bäumen eine weibliche Gestalt zu Pferde auf und

gab Henryka ein Zeichen mit dem weißen Tuche, das sie in der Hand hielt. Der Polizeiagent bemerkte es nicht, da er sich Henryka zugewendet hatte und sie mit seinem Blick zu durchdringen suchte.

„Was ist das?“ murmelte diese jetzt, „dort kommt Jemand zu Pferde auf uns zu.“

Der Polizeiagent wendete den Kopf, in demselben Augenblick zog Henryka einen Revolver hervor und feuerte denselben auf ihn ab. Der Schuß zog fast feierlich durch die stille Nacht. Der Polizeiagent machte noch eine halbmechanische Bewegung gegen Henryka zu und stürzte dann vom Schlitten hinab, mit dem Antlitz zur Erde in den Schnee.

Henryka sprang aus dem Schlitten und richtete ihn auf. Er konnte nicht sprechen, denn ein Blutstrom drang ihm aus dem Munde, aber er lebte noch und staunte sie mit großen, weitgeöffneten Augen an.

„Versöhne Dich mit Gott,“ rief Henryka, „Du bist in meiner Hand, und ich opfere Dich zur Sühne Deiner Sünden.“

Der Polizeiagent erhob noch einmal die geballten Fäuste, dann sank er zurück. Henryka setzte ihm die Mündung des Revolvers auf die

Stirne und drückte ab. Der erste Akt des blutigen Dramas war zu Ende.

Als der erste Schuß gefallen war, hatte Bedroßew sich erhoben und den Revolver gespannt. „Komm, schnell,“ rief er Doliva zu und eilte aus der Schenke, in der Richtung des Waldes. Auf halbem Wege kam ihm Karow zu Pferde entgegen.

„Halt!“ rief Bedroßew, mit erhobenem Revolver stehen bleibend, „halt! oder ich schieße.“ Karow hielt, doch zu gleicher Zeit war Dragomira herangesprengt. Als Bäuerin gekleidet, in rothen Saffianstiefeln, dem langen, weißen, farbig gestickten Schafspelz, Hals und Brust mit Korallen bedeckt, ein rothes Tuch um den Kopf, saß sie wie ein Mann zu Pferde, die richtige skytische Amazone, und gleich dieser warf sie blitzschnell die Schlinge nach Bedroßew aus. In demselben Augenblick, wo er dieselbe um den Hals hatte, jagte sie auch schon davon, den Unglücklichen hinter sich herschleifend. Sein Hülfseruf erstarb, nach wenigen Schritten stürzte er zu Boden und röchelte, doch die wilde Jagd ging weiter durch Schnee und Eis, die grauenvolle Menschenjagd, und die Jägerin kannte kein Erbarmen.

12. Ein Lügengewebe.

„Das Böse lernt sich leicht, das Gute schwer.“
Chinesisches Sprichwort.

Am frühen Morgen des folgenden Tages kam Herr Monkony mit seiner Tochter auf das Polizeiamt. Henryka, welche bleich, mit glühenden Augen auf einen Stuhl hingesunken war, meldete, daß sie am Abend vorher mit Bedroßew und Mirow nach Myschkow gefahren sei, daß ein Ueberfall fremder, vermummter Männer stattfand und daß dieselben sich Bedroßew's und des Agenten bemächtigt hatten.

Man stellte verschiedene Fragen an sie, auf welche sie ruhig und sicher antwortete.

Bei Gelegenheit eines Besuches, den Bedroßew bei Dragomira gemacht habe, hätten sich die beiden Freundinnen ihm scherzweise als Agentinnen angeboten. Sie wären nun, alle in Bauerkleidern, im Schlitten des Bauers Doliva nach

Myschkow gefahren. In der Nähe der Schenke habe sie ein Trupp Reiter überfallen, welche Larven vor dem Gesicht trugen. Nachdem dieselben Bedroßew und den Agenten gezwungen hatten auszustiegen, hätten sie die Beiden gefesselt fortgeführt und dem Kutscher befohlen nach Kiew zurückzufahren.

Es wurde hierauf der Bauer Doliva vernommen, welcher genau dieselben Angaben machte.

Der Polizeimeister machte sich hierauf mit mehreren Beamten, Doliva und einem Pikett Kosaken auf den Weg. Sie fanden die Thür der Schenke versperrt und drangen mit Gewalt ein. Es zeigte sich, daß Niemand da war. Offenbar hatte die Wirthin das Weite gesucht. Auf dem Tische lag ein geschriebener Zettel. Der Polizeimeister nahm denselben und las folgende Worte: „Vergebene Mühe. Ihr werdet die strengen und gerechten Richter niemals entdecken. Pikturno war ein Verräther und fand die Strafe, die er verdiente.“

Der Polizeimeister ließ hierauf durch seine Leute den nahen Wald absuchen. Man fand den Polizei-Kommissar Bedroßew und den Polizeiagent Mirow, Beide an den starken Aesten einer alten Eiche aufgehängt. An dem Stamm des riesigen

Baumes war ein Plakat angeheftet, dasselbe lautete: „Todesurtheil. Bedroßew, Polizei-Kommissar in Kiew, Mirow, Polizeiagent daselbst, durch das Revolutionstribunal zum Tode verurtheilt, wurden hier gerichtet. Die geheime Regierung für das Gouvernement Kiew.“

Der Polizeimeister ließ die Leichen abnehmen und auf einem Bauerschlitten, den man im Dorfe requirirt, nach der Stadt bringen. Er selbst kehrte mit seinen Leuten gleichfalls nach derselben zurück, vollständig überzeugt, daß man es hier mit Verschwörern zu thun habe.

Sogar Pater Glinzki wurde durch diese Vorgänge irre. Er kam mit der Meldung zu Soltysk, daß man einer Verschwörung auf der Spur sei, fügte indeß hinzu, daß es ohne Zweifel gelingen werde, die Betheiligung Dragomira's an derselben zu erweisen, und daß es deshalb gerathen sei, die Verbindung mit derselben heizzeiten aufzugeben.

Soltysk wies den Verdacht unwillig zurück. „Dragomira hat mit diesen Dingen nichts zu thun,“ sprach er, „ich weiß das besser, geben Sie es auf, sie anzuklagen und zu verdächtigen.“

Seit mehreren Tagen hatte er sie weder gesehen noch gesprochen, er war jetzt entschlossen,

sich um jeden Preis frei zu machen und zu ihr zu eilen. „Es ist dringend nöthig, daß ich Dragomira besuche und sie warne,“ sagte er zu Tarajewitsch, „in einer Stunde bin ich zurück.“

„Nein, nein, ich lasse Dich nicht los,“ erwiderte der Verbündete des Jesuiten, „wenn Du schon hingehen willst, so werde ich Dich begleiten.“

„Das ist nicht denkbar, ich muß allein mit ihr sprechen.“

„Ausreden.“

„Ueberhaupt sehe ich von Deiner Seite die Absicht, mich zu bevormunden, das lasse ich mir ein paar Tage gefallen, aber nicht für die Dauer.“

„Wenn Du glaubst,“ rief Tarajewitsch, „daß ich Dich ruhig dem Verderben überlasse, kennst Du mich nicht, nöthigenfalls werde ich einen Familienrath zusammenberufen oder die Hülfe der Gerichte in Anspruch nehmen.“

„Ich glaube, Du bist verrückt.“

„Ich kenne meine Pflicht.“

„Thu', was Du willst, ich werde doch zu ihr gehen.“ Soltysk begann sich anzukleiden. Tarajewitsch überlegte. „Du hast mir doch versprochen mit mir nach einem Deiner Güter zu fahren und dort Wölfe zu jagen.“

„Ja.“

„Gut also, geh zu dieser Sirene, meinetwegen, aber morgen fahren wir nach Chomtschin und jagen dort ein paar Tage.“

„Abgemacht,“ sprach Soltyk.

Eine Viertelstunde später war er bei Dragomira. „Es besteht eine förmliche Verschwörung gegen uns,“ eröffnete er ihr, „Tarajewitsch hat sich mit Glinzki verbündet, ich werde bewacht wie ein Verbrecher und bevormundet wie ein Knabe. Morgen will man mich nach Chomtschin entführen, wo ich ein Schloß besitze. Wir werden dort jagen. Dies giebt mir den besten Vorwand, Sie einzuladen. Ich werde auch Monkony zu mir bitten. Kommen Sie mit diesem oder Ihrer Tante. Wenn Sie erst in Chomtschin mein Gast sind, werden wir Mittel finden, uns zu verständigen.“

„Mir sind Intriguen jeder Art verhaßt,“ erwiderte Dragomira, „schicken Sie doch Tarajewitsch einfach fort.“

„Das kann ich nicht, er ist im Stande und hegt mir alle Verwandten auf den Hals, ja sogar die Gerichte.“

Dragomira dachte nach. „Dann heißt es, ihn einfach unschädlich machen und zwar so rasch wie möglich.“

„Haben Sie einen Plan?“

„Das wird sich finden, wenn wir erst in Chomtschin sind,“ sagte sie, „wenn Sie aber soviel Muth und Energie haben wie ich, dann haben wir nichts zu fürchten.“

„Sie können auf mich zählen.“

„Also morgen.“

„Ich danke Ihnen.“ Soltyk küßte ihre schöne Hand, die kalt wie Marmor war, und verließ sie, um die nöthigen Anstalten zu treffen. Dragomira warf rasch ein paar Zeilen auf ein Papier und sendete dieselben durch Barichar an Henryka. Eine Viertelstunde später ging ein reitender Bote mit einem Briefe Dragomira's an ihre Mutter ab. So wie die Sachlage jetzt war, bedurfte Dragomira derselben, sie konnte nicht allein nach Chomtschin, und wenn sie mit Monkony ging, war sie gebunden, auch mit ihm und seiner Frau und Tochter zurückzukehren, es konnten aber Verhältnisse eintreten, wo sie um jeden Preis in Chomtschin bleiben mußte. Sie wartete deshalb mit fieberhafter Ungeduld auf die Antwort ihrer Mutter und brachte eine unruhige Nacht zu.

Am folgenden Morgen fuhr Soltyk mit Tarajewitsch nach dem nur zwei Stunden von Kiew entfernten alten Schlosse, das von großen, prächtigen Waldungen umgeben war. Sofort fand

eine Berathung mit dem Förster statt und dann wurden die nöthigen Befehle ertheilt, um schon am nächsten Tage jagen zu können. Den Rest des Tages verbrachten die Herren mit der Besichtigung des ausgedehnten Gutes und beim Kartenspiel. Tarajewitsch war ein leidenschaftlicher, ja sinnloser Spieler. Soltys blieb stets kalt und überlegen, aber diesmal war er zerstreut und so gewann Tarajewitsch ununterbrochen und kam in die beste Laune.

Indeß hatte Dragomira eine Unterredung mit Zesim. Sie erklärte ihm, daß sie nach Chomtschin müsse, und daß er im Falle einer Einladung keinen Gebrauch von derselben machen dürfe. Zesim machte ihr heftige Vorwürfe, ließ sich aber endlich beschwichtigen. Als sie erst die magische Schlinge ihrer schönen Arme um ihn gelegt hatte, war er vollständig gebändigt und that Alles, was sie wollte. Der Bote kehrte zurück mit der Meldung, daß Frau Malutin ihm auf dem Fuße folge. Wirklich kam sie eine Stunde später an und hatte noch Zeit, sich mit ihrer Tochter über das Wichtigste zu verständigen. Nachmittags fuhren Monkony, und Frau Malutin, Sessawin mit Frau Monkony, Dragomira mit Henryka in drei Schlitten nach Chomtschin. Es war dunkel, als sie ankamen.

Graf Soltyk empfing sie an der Freitreppe. Nachdem er die Damen begrüßt und den Herren die Hand gereicht hatte, führte er Frau Malutin die Treppe empor. Die Anderen folgten. Tarajewitsch erbleichte, als er Dragomira's ansichtig wurde, eine böse Ahnung überflog ihn und ließ ihn nicht mehr los.

Nachdem sich die neuen Gäste im Schlosse eingerichtet hatten, versammelten sich Alle im Salon, um Tschaj zu nehmen und zu plaudern. Soltyk hielt sich Dragomira ferne. Ein paar Worte, die sie ihm bei der Ankunft zugestüstert hatte, bestimmten sein Verhalten. Es fiel Niemand auf, daß er sich dafür Henryka näherte und sich lebhaft mit ihr unterhielt, und ebenso wenig wurde es bemerkt, daß ihm Henryka ein kleines Billet zu-steckte. Während des Nachtessens ergab sich ein Vorwand, den Speisesaal zu verlassen, Soltyk schloß sich in seinem Schlafzimmer ein und las die Zeilen, die ihm Dragomira zugesendet.

„Ich muß Sie sprechen, und zwar heute noch und ganz im Geheimen. Wie machen wir dies möglich?“

Soltyk dachte einen Augenblick nach, dann berief er den Kastellan und ließ Frau Malutin und ihrer Tochter in aller Stille andere Zimmer

anweisen. Nachdem dies in Ordnung war, schrieb er an Dragomira, kehrte zur Tafel zurück und steckte das Billet Henryka, die neben ihm saß, vorsichtig unter dem Tischtuche zu.

Als man wieder in den Salon zurückkehrte, trat Henryka für einen Augenblick mit Dragomira in ein Fenster und drückte ihr das Papier in die Hand.

Frau Malutin machte den Vorschlag, mit Rücksicht auf die morgige Jagd, bald zur Ruhe zu gehen. Alle stimmten bei und man trennte sich mit den besten Wünschen für die Nacht.

In ihren Zimmern angelangt, verständigten sich Frau Malutin und Dragomira mit wenigen Worten. Die Erstere blieb in ihrem Schlafgemach, während Dragomira sich in dem ihren einschloß. Dazwischen lag ein kleiner Salon, dessen Thür gleichfalls verschlossen wurde. Jetzt klopfte es leise an dieselbe. „Wer ist da?“ fragte Dragomira.

„Ich, Henryka, Deine Dienerin.“

Dragomira öffnete. Henryka trat ein und drehte den Schlüssel wieder um. „Ich komme, um Dich auszukleiden.“

„Ich bleibe noch auf, ich erwarte Soltyk.“

„Soll ich wieder gehen?“

„Ich will es mir bequem machen,“ sagte Dragomira, „Du kannst mir helfen und dann im Nebenzimmer bleiben.“

Henryka half Dragomira ihre Samtrobe ablegen, reichte ihr eine seidene Schleppe, und die Pelzjacke und zog ihr knieend die Pantoffeln an. Mittlerweile war es im Schlosse dunkel und still geworden, und nun ließ sich wieder ein leises Klopfen vernehmen, diesmal an der getäfelten Wand des Gemaches. Dragomira legte den Finger an den Mund, worauf sich Henryka leise entfernte, dann erst drückte sie auf einen verborgenen Knopf, den ihr Soltysk in seinem Billet bezeichnet hatte, eine geheime Thür sprang auf und der Graf stand vor Dragomira.

„Darf ich eintreten?“

„Gewiß.“

Er kam herein und schloß die Thür hinter sich.

„Was haben Sie mir zu sagen?“ begann er.

Dragomira nahm beim Kamin Platz und er ihr gegenüber. „Sie lieben mich und wollen mich erringen um jeden Preis,“ sprach sie.

„Ja.“

„Hier meine Hand. Ich erlaube Ihnen zu hoffen, das Höchste, ja Alles, sobald Sie mir bewiesen haben, daß Sie ein Mann sind, wie ich

ein Weib bin, daß Sie vor nichts zurückschrecken, sobald es ein hohes, heiliges Ziel gilt.“

„Ich werde Ihnen jeden Beweis geben, den Sie von mir verlangen,“ sagte Soltyk, „und dann gehört diese Hand mein.“

„Ja.“

„Was wünschen Sie also von mir?“

„Ich habe erfahren, bestimmt erfahren, daß Tarajewitsch im Auftrage Ihrer Familie und im Interesse des Jesuitenordens handelt,“ erwiderte Dragomira, „man wird Alles anbieten, um Sie von mir zu trennen und Sie mit Anitta zu vermählen. Gelingt dies nicht, wird man jedes Mittel gegen Sie anwenden, und vor dem schlechtesten nicht zurückschrecken. Man wird Sie zuerst als Verschwender erklären und Ihnen die freie Verfügung über Ihr Vermögen einschränken.“

„Unmöglich.“

„Es ist so, glauben Sie mir, und wenn Sie mich dann nicht aufgeben, wird man Sie einfach für verrückt erklären und in ein Irrenhaus sperren.“

Soltyk war empört aufgesprungen. „Das ist ein wahrhaft teuflischer Plan!“ rief er.

„Wir müssen demselben zuvorkommen,“ fuhr Dragomira fort, „an mir haben Sie eine treue

und muthige Verbündete. Wir müssen sofort handeln und Ihre Feinde vernichten.“

„O! Sie sind mein guter Engel!“ stammelte Soltyk, sank vor Dragomira auf die Kniee nieder und bedeckte ihre Hände mit Küffen.

14. Das Bündniß.

„Gefangen ihn zu sehn ist mein Verlangen.“
Calderon. Semiramis.

Es war ein prächtiger Wintertag, frostig, aber klar und sonnig, nur in der Ferne, um Wald und Fluß lag leichter weißer Nebel wie ein goldgestickter Feenschleier. Der Himmel war wolkenlos, mattblau, die Sonne schien hell und freundlich, ihr warmes Licht rieselte in tausenden blitzender Tropfen über den Schnee, der die Erde, die Bäume und die Dächer der Hütten bedeckte, über die Eiszapfen, die von den Dachrinnen und den Nesten hingen. Die Treiber, Bauern aus den Dörfern des Grafen, waren schon im Morgengrauen, von den Waldhegern geführt, hinausgegangen, hatten den Forst umstellt und große Feuer angezündet, um die Wölfe zurückzuschrecken und den Durchbruch derselben zu hindern.

Im Hofe waren die Jäger unter der Anführung des Försters versammelt und die großen

Rüden, welche aneinander gekoppelt dalagen und von Zeit zu Zeit ein freudiges, ungeduldiges Gebell vernehmen ließen.

Oben im Speisesaal, der mit Geweihen, Thierköpfen, ausgestopften Bären, Wölfen und Uhus, sowie mit Jagdstücken und Waffen geschmückt war, hatte sich die Jagdgesellschaft zum Frühstück versammelt. Frau Malutin erklärte daheim bleiben zu wollen, dagegen nahm Frau Monkony, eine hübsche, üppige Frau von nicht mehr als 36 Jahren, mit ihrer Tochter und Dragomira an der Jagd Theil.

Es war beschlossen worden, jeder Dame einen Cavalier beizugeben und das Loos entscheiden zu lassen. Dagegen erhob Dragomira Einsprache. „Lassen Sie uns doch die Wahl,“ rief sie, „und das Loos soll nur darüber entscheiden, in welcher Reihe wir zu wählen haben.“

Frau Monkony und ihre Tochter stimmten lebhaft bei. Den Herren blieb nichts übrig, als sich zu fügen. Henryka schrieb hierauf die Namen der drei Damen auf Zettel, warf diese in ihre Mütze und ließ Tarajewitsch ziehen.

Zuerst kam Dragomira's Name zum Vorschein. Sie wählte Soltyk, Frau Monkony erwies Tarajewitsch die Ehre, ihren Beschützer spielen zu

dürfen, und Henryka machte Sessawin zu ihrem Ritter.

Noch ein Gläschen feuriger Kontuschuwka, dann fuhren die Schlitten unter fröhlichem Hundegebell, Peitschenknall und dem Hurrarufen der Jäger vor, und die Gesellschaft brach auf. Sessawin ging mit Frau Monkony, welche ein Kostüm von grünem Samt und eine Jacke von gleichem Stoff mit Zobel besetzt und gefüttert trug, voran. Der kurze Rock ließ die schwarzen, faltigen Männerstiefel sehen, eine kokette Zobelmütze à la Katharina II., eine Flinte und ein Yatagan vervollständigten die Ausrüstung der reizvollen Amazone. Die zwei jungen Damen waren in derselben Weise gekleidet, nur hatte Henryka mit Rücksicht auf ihr dunkles Haar dunkelrothen Samt mit Blaufuchs gewählt und die blonde Dragomira blau mit Skunks. Jedes der Paare nahm einen Schlitten für sich ein, Monkony und die Herren aus der Nachbarschaft, welche an der Jagd theilnahmen, folgten in einem vierten, mit sechs Pferden bespannten, dessen Dimensionen an eine Arche Noah mahnten.

Der Schlitten, in welchem Soltys mit Dragomira fuhr, stellte einen Drachen dar.

„Soll dies ein Zufall sein?“ fragte Drago-

mira, indem sie fein lächelnd auf das grimmige Fabelthier deutete.

„Nein,“ erwiderte der Graf, „es ist ein Symbol für die Zauberin, welche die Elemente beherrscht und die geheimen Kräfte der Natur und die Menschen zu ihren Sklaven macht.“

„Graf Soltyk wird niemals der Knecht eines Weibes werden.“

„Spotten Sie nicht, er trägt bereits Ihr Joch und kennt keinen Willen als den Ihren.“

„Das wird sich zeigen.“

„Machen Sie den Versuch.“

„Heute noch, verlassen Sie sich darauf.“

Nach einer kurzen Fahrt, wobei die Schlitten die schneeumhüllte Fläche wie im Fluge durchschnitten, kam man am Rande des Forstes an, stieg aus und nahm die Plätze ein, die der Förster anwies. Dragomira stand mit Soltyk tief im Gehölz vor einer mächtigen Eiche. Sie hatten vor sich eine kleine Waldblöße, hinter sich und zu beiden Seiten junges Holz, das einen weiten Ausblick gewährte. Soltyk lud erst Dragomira's Doppelflinte und dann die seine. Etwa zehn Schritte hinter ihnen standen ein Jäger, der einen einläufigen Stutzen mit aufgepflanztem Bajonnett trug, und ein Bauer mit einer Pike. Man mußte

darauf gefaßt sein, daß vielleicht ein Bär in den Trieb kam, und diesem braunen, zottigen Helden der Wildniß gegenüber war jede Vorsicht geboten, welche die Feigheit des Wolfes entbehrlich machte.

Einige Zeit herrschte vollkommene Stille im Walde und unter den entlaubten Nestern der alten Eiche. Niemand regte sich, Niemand sprach. In weiter Ferne glühte ein Haufen Feuer, das die Bauern angezündet hatten. Ein großer Rabe segelte lautlos, mit ausgespannten schwarzen Fittigen durch die flimmernde Schneeluft und verschwand zwischen den Kronen der Eichen und Buchen.

Endlich ertönte das Signal, ein Trompetenstoß. Dann ließ sich der Lärm der Treiber vernehmen, ihre Rufe schallten durch den Wald herüber, begleitet von Peitschenknall, Schellengeklingel und dem Schlagen der Stöcke an die Bäume. Jetzt waren auch die Hunde losgelassen worden. Zwei von ihnen kamen in prächtigen, elastischen Sprüngen daher und verschwanden im Dickicht. Wieder eine kurze Stille, dann zeigte sich ein rother Kopf zwischen dünnen Blättern. Ein großer Fuchs schlich langsam heran, durch Ranken und Gebüsch.

Dragomira machte sich schußfertig, doch der Graf hielt sie zurück.

„Es ist verboten, auf Füchse zu schießen,“ sagte er leise.

„Und weshalb?“ fragte sie, bebend vor Aufregung.

„Weil die Wölfe durch voreilige Schüsse gewarnt würden und statt in der Richtung, wo wir stehen, seitwärts oder mitten durch die Treiber ausbrechen könnten.“

Der Fuchs schien es zu wissen, daß er sicher war, denn er zog langsam vorüber, ohne sich sonderlich um die Jäger zu bekümmern. Nicht lange und ein großes, graues, zottiges Thier mit wild gesträubtem Haar und funkelnden Augen nahte im raschen Trab.

„Ist dies ein Wolf?“ fragte Dragomira.

Soltyf nickte.

Das schöne Mädchen machte sich bereit. Noch ein paar Sätze des grimmigen Räubers, dann Blik und Knall, und der Wolf wälzte sich in seinem Blute. Im nächsten Augenblicke richtete er sich jedoch wieder auf den Vorderbeinen auf und stieß ein entsetzliches Geheul aus.

Soltyf machte zwei Schritte nach vorwärts.

„Was wollen Sie?“ fragte Dragomira.

„Ich will ihm mit einem zweiten Schuß ein Ende machen.“

„Nein, lassen Sie mich,“ sagte Dragomira, und schon eilte sie, von Solthf gefolgt, auf den sterbenden Wolf zu. Mit einer fast wilden Bewegung riß sie den Yatagan, den sie an der Seite trug, aus der Scheide und stieß ihn dem Anthier, das sie mit seinen Zähnen bedrohte, in den Leib. Fast in demselben Augenblick sank dasselbe zu ihren Füßen nieder, noch ein Athemzug und es war vorbei.

Mit einem unbeschreiblichen Entzücken, in das ein leiser Schauer gemischt war, blickte Graf Solthf in das schöne Gesicht Dragomira's. Ihre Wangen glühten, in ihren Augen funkelte eine unheimliche Mordlust. „Die Jagd scheint Ihnen Vergnügen zu machen,“ sagte er.

„O, gewiß,“ gab sie zur Antwort, während sie eine neue Patrone in den abgeschossenen Lauf schob, „ich glaube, in jedem Menschen steckt etwas Göttliches und etwas Teufliches, deshalb bereitet es uns mindestens eine ebenso große Lust zu tödten, zu vernichten, als zu schaffen.“

„Wie groß, wie ungewöhnlich Sie empfinden.“

„Entdecken Sie erst heute, daß ich kein Alltagsmädchen bin?“

„Nein, gewiß nicht.“

„Ich scheue mich auch nicht, Ihnen einzu-

gestehen," fuhr Dragomira fort, „daß mir diese Art, ein Wild zu erlegen, weniger Vergnügen macht, als die Hetzjagd, sie ist vor Allem zu kurz. Ein Schuß, im besten Fall ein Stoß mit dem Jagdmesser, und das Wild liegt da, während man dort die Lust genießt, das Wild erst aufzuspiüren, dann zu verfolgen und endlich zu Tode zu hetzen.“

„Sie sind grausam.“

„Nein, Qualen zu erdulden scheint mir mindestens ebenso schön, als über Andere Qualen zu verhängen. Ich wäre fähig, mit derselben Begeisterung, einen Hymnus auf den Lippen, in den heißen Sand der Arena hinabzusteigen und den Wüsthieren Trost zu bieten, wie einst die christlichen Märtyrer. Der Tod ist nur so lange schrecklich, als wir ihn fürchten. Ich verlache eine Schauer und sein Drohen!“

In diesem Augenblick fiel ein Schuß, ein zweiter, und dann kam ein Rudel Wölfe im raschen Lauf heran, das, von den Hunden verfolgt, an der Linie der Schützen vorbeigejagt war. Der Graf und Dragomira vertraten ihnen jetzt den Weg und feuerten ihre Flinten auf sie ab, der Jäger des Grafen folgte ihrem Beispiel, als sich die von allen Seiten gehezten Thiere aus dem

Walde in das Freie hinaus zu retten suchten. Dies gelang auch dem größten Theile von ihnen. Drei große Wölfe färbten den Schnee mit ihrem Blute, die anderen verloren sich bald, von den Hunden verfolgt, in der Ferne.

Die Jagd war vorüber.

Soltyk gab ein Zeichen, auf das sein Schlitten vorkuhr, hob Dragomira rasch in denselben und jagte mit ihr dem Schlosse zu. Sie kamen hier an, als die Anderen noch mit ihren Flinten im Arme auf das Signal warteten, das den Schluß des Triebes ankündigen sollte, und als der Förster dieses gab, hatten der Graf und Dragomira es sich bereits bequem gemacht und saßen einander am Kamin gegenüber, heißen Tschaj schlürfend. Sie boten den Anblick eines jungen Herrscherpaares aus dem mohammedanischen Orient, Beide schön, Beide stolz und gebieterisch, Beide die Füße auf dem großen Eisbärenfell, er in seinem langen Schlaspelz von persischem, goldgesticktem Stoff mit Hermelin besetzt und gefüttert, den Fez auf dem schwarzelockten Kopf; sie in ihrer Kazabaika von rothem Samt und goldigem Zobel, das blonde Haar mit einem rothseidnen Tuch turbanartig umschlungen.

„Wir sind also einig,“ sagte er leise.

Sie nickte leise.

„Dieser Zug Ihres Wesens, den ich heute entdeckt habe, hat uns näher gebracht.“

„Ich wiederhole Ihnen,“ erwiderte Dragomira, „daß in mir nichts Dämonisches ist. Ich bin nicht grausam.“

„Sie sind es doch. Wie wunderbar müßte es sein,“ fuhr der Graf fort, „Sie zu sehen, wenn Sie einen verhassten Feind in Ihre Gewalt bekommen.“

„Geben Sie mir Gelegenheit dazu.“

„Sie meinen — Tarajewitsch?“

„Ja — ihn, Ihren Feind und meinen. Ich möchte ihn ganz in meiner Hand haben.“

„Das wird Ihnen leicht werden, Dragomira, sobald Sie wollen.“

„Nein, ich kann gegen ihn nichts unternehmen, es würde Verdacht erregen. Aber Sie — Sie werden ihn mir überliefern —“

„Gern,“ gab der Graf mit einem fast unheimlichen Blick zur Antwort, „aber wie?“

„Das ist Ihre Sache.“

Er dachte nach.

„Unser Bündniß ist also geschlossen,“ sprach Dragomira nach einer Weile, „gegen Tarajewitsch —“

„Gegen die ganze Welt,“ sagte der Graf, die dargebotene Hand ergreifend, „zählen Sie in Allem auf mich.“

„Tarajewitsch muß noch heute unschädlich gemacht werden.“

„Ich habe eine Idee,“ sagte Soltyk, „vielleicht kann ein Plan daraus werden, der unsere Absichten verwirklicht. Ueberlassen Sie ihn mir.“

„Das will ich auch.“

„Und wenn ich Ihnen Tarajewitsch überliefere,“ fragte er lauernd, seine neronische Natur war mit einem Mal in ihrer ganzen dämonischen Größe erwacht, „was werden Sie mit ihm beginnen?“

„Das weiß ich noch nicht.“

„Dragomira weiß immer, was sie will.“

„Dann will ich es vielleicht nicht sagen.“

Jetzt ertönte Schellengeklingel und Peitschengeknall. Die Jagdgesellschaft kehrte zurück.

„Ich bitte um Vergebung, meine Damen,“ sprach Soltyk, indem er Frau Monkony die Hand küßte und sich vor Henryka verneigte, „wir waren vollständig erfroren und haben uns deshalb so warm als möglich eingehüllt. Es giebt nur eine Rechtfertigung, für mich wenigstens, wenn Sie Alle es sich ebenfalls so bequem als möglich machen.“

„Einverstanden,“ sagte die schöne Frau. Alle zogen sich zurück, um sich umzukleiden.

Als sie dann Alle um die reichgedeckte Tafel saßen, hätte wohl Niemand geahnt, welche finsternen, dämonischen Kräfte mitten in diesem glänzenden Behagen und dieser ungezwungenen Heiterkeit unsichtbar und drohend ihre Schicksalsfäden woben.

Unter Scherzen, Lachen, harmlosem Geplauder zog der Abend, zog die Nacht herauf. Die Herren aus der Nachbarschaft waren längst davon gefahren, die Damen hatten sich in den Salon zurückgezogen. Die Anderen saßen noch immer um den Tisch und tranken.

Plötzlich erhob sich Tarajewitsch, der schon ziemlich vom Weine erhitzt war und rief: „Spielen wir.“

Soltyk sah ihn an. „Warum nicht? Spielen wir.“

15. Verspielt.

„Des Glückes Gottheit kennet keine
Treue.“ Ulrich von Hutten.

Dragomira und Henryka saßen, nachdem Frau Malutin und Frau Monkony sich zurückgezogen hatten, in dem kleinen türkischen Gemach, das an das Schlafzimmer stieß. Dragomira auf dem Divan, halb liegend, Henryka auf einem Pantherfell zu ihren Füßen, den schönen Kopf an ihre Kniee gelehnt.

„Nun, wie weit bist Du mit ihm?“ fragte sie.

„Jetzt ist er mein.“

„Wie hast Du ihn gewonnen?“

„Eine Einbildung führt ihn zu meinen Füßen,“ sagte Dragomira. „Ich habe mich oft gefragt, wie es kommt, daß Menschen ohne Erbarmen, sobald sie eine gewisse Größe für sich haben, am meisten vergöttert werden, Du siehst dies in der Geschichte wie im täglichen Leben. Eine Er-

scheinung wie Iwan der Schreckliche wird immer volksthümlicher sein als ein Titus und ein Weib wie Semiramis mehr Reiz üben als die Mutter der Grachen. Er hält mich für grausam, und das macht ihn trunken.“

„Du bist es auch.“

„Ich? nein,“ erwiderte Dragomira ruhig, „ich empfinde keine Art von Lust, wenn ich Menschen quäle oder tödte, im Gegentheil, ich fürchte mich jedesmal, das Mitleid könnte mir einen schlimmen Streich spielen. Du — ja — Du fühlst ein fieberhaftes Vergnügen, wenn Dir ein Menschenopfer preisgegeben wird, ich habe es jedesmal bemerkt, und deshalb bist Du auch nicht frei und rein, wie es eine Priesterin sein soll. Du mußt Dich überwinden. Ich thue Alles wie eine schwere aber heilige Pflicht, Du aber mit der Freude eines Henkers.“

„Kann ich dafür?“ sagte Henryka, „weshalb hat Gott mich so erschaffen wie ich bin? Ja, es ist eine Lust für mich, zu sehen, wie ein Menschenleib unter meinem Messer zuckt, das Blut be- rauscht mich.“

„Und so wie Du bist,“ sprach Dragomira, „ist auch er. Ich bin nicht grausam, er aber ist es. Er ist ein Despot, der kein Erbarmen kennt,

ihm wäre wohl, wenn er täglich auf seinen Wink Köpfe fallen sehen könnte, wenn er seinen Fuß auf jeden noch so stolzen Nacken setzen würde, wenn jedes Weib sein Spielzeug werden müßte. Zur Zeit der polnischen Herrlichkeit wäre er ein zweiter Pan Kaniowski geworden. Ich bin gewiß, er würde sich keinen Augenblick bedenken, einen Menschen, der ihm nichts gethan, todt peitschen zu lassen, nur um sich einen Kizel zu verschaffen. Diese Art von Menschen ist halb wahnsinnig, das Uebermaß der Lebenskraft erzeugt in ihnen die Todessehnsucht und die Lust an Qualen.“

„Auch bei mir?“

„Auch Du bist krank.“

Henryka senkte den Kopf und schwieg.

Indeß spielten die Herren in dem kleinen Spielzimmer und leerten die Flaschen, welche der Kammerdiener geschäftig herbeitrug. Nur Soltyk trank nicht. Tarajewitsch dagegen befand sich bereits in einer Aufregung, welche nichts Gutes verhieß. Den Anderen wurde es allmählich unheimlich. Zuerst ging Monkony zur Ruhe, dann entfernte sich Sessawin leise und unbemerkt. Endlich war Soltyk mit Tarajewitsch allein. Er warf die Karten hin, stand auf, öffnete einen Augenblick das Fenster und schloß es wieder, dann

erschien er auf der Schwelle und gab Dragomira ein Zeichen.

„Willst Du nicht mehr spielen?“ rief Tarajewitsch. Er hatte bisher gewonnen. Ein ganzer Berg von Gold lag vor ihm. „Ich muß Dir doch Revanche geben.“

„Ich danke Dir,“ sagte Soltyk, indem er an den grünen Tisch zurückkehrte und das leere Glas, das vor Tarajewitsch stand, füllte. „Mich langweilt dieses Spiel um nichts, übrigens sind die Damen hier und wir haben die angenehme Pflicht, ihnen die Zeit zu vertreiben, so gut es eben geht.“

„Spielen Sie nur weiter,“ sagte Dragomira, „wir sehen gern zu.“ Sie ließ sich an dem Tische nieder und verbarg die Hände in den weiten Ärmeln ihrer Zobelpelzjacke.

„Sobald Sie befehlen, wollen wir spielen,“ erwiderte Soltyk und begann die Karten zu mischen.

Sofort trat tiefe Stille ein. Soltyk und Tarajewitsch saßen sich an dem Tisch gegenüber, Henryka stand neben dem letzteren, die Arme auf den Tisch gestützt, den Oberkörper vorgeneigt, mit erweiterten Pupillen und nervös zuckenden Lippen, während Dragomira sich nicht regte und ihre kalten Augen gleichgültig auf den fallenden Karten ruhen ließ. Sie spielten „onze et demie“

und das Glück, das Tarajewitsch bis jetzt unausgesetzt gelächelt hatte, wendete sich gleich bei dem ersten Blatt, das gegeben wurde. Er lächelte, verlor wieder, lächelte noch immer und verlor unausgesetzt, bis er zu lächeln aufhörte und die Miene eines Mannes annahm, den Gewinn oder Verlust nicht im Mindesten berühren können. Rasch kehrte das Gold, das vorhin zu ihm hingeströmt war, zu Soltyk zurück. Nun wurde Tarajewitsch unruhig und immer erregter, umsomehr, als Henryka jedesmal, wenn er sein Glas leerte, dasselbe rasch und verstohlen wieder mit feurigem Ungarwein füllte. Endlich verlor Tarajewitsch ganz die Besinnung und setzte immer kühner, immer höher, immer toller. Er hatte bald Alles verspielt, was er gewonnen hatte, noch ein Spiel und noch eins, und sein eigenes Baargeld war gleichfalls in den Besitz Soltyk's übergegangen. Tarajewitsch, glühend roth, mit einem gläsernen Blick, lehnte sich zurück und steckte die Hände in die Taschen.

„Du willst nicht weiter spielen?“ fragte Soltyk kalt.

„Welche Frage? ich habe ja nichts mehr, Du hast mich ganz ausgezogen.“

„Du hast ja nöthigenfalls Credit bei mir.“

„Das läßt sich hören,“ sagte Tarajewitsch, „ich setze also meinen Biererzug, er ist 500 Dukaten unter Brüdern werth, willst Du ihn dafür gelten lassen?“

„Ich nehme ihn für tausend Dukaten,“ erwiderte Soltyk und gab Karten.

„Die Damen sind Zeugen,“ erwiderte Tarajewitsch.

Ein Moment athemloser Spannung; Tarajewitsch hatte wieder verloren.

„Nun soll der Teufel aber auch Alles holen,“ rief er, „auf diese Karte meinen Wald in Zborki, er ist vollkommen schuldenfrei, wie Du weißt, und 4000 Rubel werth.“

„Angenommen.“

Soltyk gab, Tarajewitsch verlangte noch eine Karte und erhielt sie. Langsam, vorsichtig sah er sein Blatt an und legte es dann auf den Tisch.

„Nun, hast Du genug?“

„Vollkommen, ich habe wieder verspielt. Diesmal setze ich Alles, was ich noch habe, auf eine Karte, mein Gut, meine Schafheerde und meinen Antheil an der Naphtagrube in Skol. Was gilt der Einsatz?“

„Alles was hier auf dem Tische liegt und noch 10000 Rubel.“

„Einverstanden,“ murmelte Tarajewitsch, „meine Damen, Sie sind Zeugen.“

Die Karten fielen. Tarajewitsch seufzte tief auf, er hatte Alles verspielt. Einen Augenblick schwieg er, dann schlug er mit der Faust auf den Tisch, daß die Gläser klirrten. „Was bin ich jetzt?“ rief er, „ein Bettler! und Du hast mich dazu gemacht. Es ist wirklich nobel, mich hierher zu locken, zu keinem andern Zwecke, als um mich auszuführen.“

„Lüge nicht, wer hat sich an mich gehängt? Du,“ gab Soltyk kalt zur Antwort, „ich habe Alles versucht, um Dich los zu werden.“

„Du hast nur mit mir gespielt, um mich zu verderben.“

„Ich habe das Spiel abgebrochen, als Du gewonnen hattest, Du warst es, der mich zwang, weiter zu spielen.“

Tarajewitsch stand auf, bleich, schwankend und heftete die Augen auf seinen Gegner. „Allerdings, weil ich dachte, es wird ehrlich gespielt, aber Du verstehst meisterhaft, was das heißt: *corriger la fortune*.“

Das war zu viel. Soltyk sprang auf, faßte den Unverschämten an der Brust, warf ihn zu Boden und setzte den Fuß auf ihn wie auf einen

besiegten Feind. „Willst Du noch mehr?“ fragte er höhniſch, „ich könnte Dich jetzt züchtigen wie einen Hund, aber ich will großmüthig ſein und Dich laufen laſſen.“ Soltyſ zog den Fuß zurück und Tarajewiſch erhob ſich, am ganzen Leibe bebend.

„Wenn Du mit Deiner Großmuth prahlſt,“ ſtammelte er, „ſo beweiſe ſie, gieb mir zurück, was Du mir geraubt haſt.“

„Gut, noch ein letztes Spiel.“

Soltyſ ließ ſich, als wenn nichts geſchehen wäre, wieder an dem Tiſche nieder.

„Womit ſoll ich denn ſpielen?“ klagte Tarajewiſch, „ich habe nichts mehr, mir bleibt nichts mehr, als mir eine Kugel durch den Kopf zu jagen.“

„Wenn Du ſo weit biſt,“ gab Soltyſ lauernd zur Antwort, „will ich Dir einen Vorſchlag machen. Eine Art amerikaniſches Duell. Ich habe Dich zum Bettler gemacht, wie Du ſagſt, und Du haſt mich beleidigt. Ich ſetze alſo Alles, was ich Dir abgewonnen habe und noch 10000 Rubel, und Dein Einſatz ſoll Dein Leben ſein. Wenn Du verſpielſt, kann ich über Dich nach Belieben verfügen.“

Tarajewiſch ſtarrte Soltyſ einige Zeit an, dann machte er eine Bewegung mit der Hand.

„Erschießen müßte ich mich so auch,“ murmelte er, „also kann es mir gleichgültig sein.“

„Also angenommen?“

„Angenommen.“

„Meine Damen, Sie sind Zeugen,“ sagte Soltyf.

„Aber nicht Du darfst die Karten geben, nicht ich,“ fiel Tarajewitsch ein, „das Spiel ist zu hoch. Ich bitte eine der beiden Damen.“

Dragomira nahm die Karten und mischte.

Alle waren bleich vor Erregung und zugleich stumm und unbeweglich im Fieber der Erwartung. Plötzlich fühlte Soltyf ein leises Frösteln, zog seinen Schlafpelz zusammen und kreuzte die Arme auf der Brust, während Tarajewitsch den unheimlich glühenden Blick auf Dragomira's Hände gerichtet hielt. Sie gab. Soltyf erklärte sich zufrieden, Tarajewitsch hat noch um eine Karte. Der Augenblick der Entscheidung war da, Allen klopfte das Herz.

Mit einem Male sank Tarajewitsch an die Lehne des Stuhles zurück, sein Kopf fiel auf die Brust, die Karten entglitten den Händen. Er hatte verspielt.

„Meine Damen, Sie sind Zeugen,“ sprach der Graf, indem er sich langsam erhob, „Tara-

jewitsch hat sein Leben im ehrlichen Spiel an mich verloren, ich kann jetzt nach Belieben über ihn verfügen.“

Dragomira blickte mit kalter Neugierde in das erdfahle Gesicht des Unglücklichen, der noch immer wie zermalmt dasaß. Mit einem Male sprang er auf und schlug sich mit beiden Fäusten vor die Stirne. „O! ich Thor! ich Wahnsinniger, mich so in die Hände meiner Feinde zu geben,“ schrie er auf, „lachen Sie jetzt, mein Fräulein, triumphiren Sie, Niemand wird Sie mehr hindern, Gräfin Soltyk zu werden.“

„Schweig!“ herrschte ihm der Graf zu.

„Ich schweige schon,“ erwiderte Tarajewitsch, „aber wenn man mich schon morden will, so soll es rasch geschehen, gebt mir eine Pistole, machen wir ein Ende, jetzt, auf der Stelle.“

„Ich denke gar nicht daran, Dich zu tödten,“ sprach Soltyk mit einem Lächeln, das schrecklicher war als eine Drohung, „Du bist in meiner Hand, das genügt mir.“

„Du schenkst mir also das Leben?“

„Auch das nicht,“ gab der Graf zur Antwort, „ich kann über Dich nach Belieben verfügen, nicht wahr, meine Damen, Du bleibst also hier und erwartest meine weiteren Befehle.“

Tarajewitsch begann laut zu lachen. „D! ich sehe jetzt, daß dies Alles nur ein Scherz war, wie konnte ich auch glauben, daß man mein Blut vergießen will. Wozu mich aber in dieser Weise erschrecken? Richtig, das sollte meine Strafe sein, nun, ich habe sie ja verdient und werde mich nie wieder zu Intriguen hergeben, ein böser Scherz, schenken Sie ein, schöne Hebe, vergessen wir diese garstige Geschichte.“

Während Henryka das Glas füllte, wechselten der Graf und Dragomira einen Blick. Tarajewitsch trank und begann dann zu schwanken. Das Glas fiel zu Boden und er selbst glitt erst auf den Stuhl und dann zur Erde nieder. Der Tokayer war seiner vollständig Herr geworden.

Der Graf zog die Glocke und befahl, den Besinnungslosen fortzubringen, dann trat er mit den beiden Mädchen in das türkische Zimmer und zündete sich ruhig eine Cigarette an.

„Lieber Graf,“ begann Henryka, „da Sie über Tarajewitsch nach Belieben verfügen können, so ist er ja gleichsam Ihr Eigenthum.“

„Ohne Zweifel.“

„Ein Eigenthum kann man aber auch verschenken.“

„Gewiß.“

„Dann bitte ich, schenken Sie ihn mir.“

Der Graf lächelte. „Was würden Sie mit ihm beginnen?“

„Fragen Sie nicht, geben Sie ihn mir.“

„Ich bedaure, Ihren Wunsch nicht erfüllen zu können.“

„Und warum nicht, wollen Sie ihn schonen?“

„Im Gegentheil, und eben deshalb werde ich selbst über ihn verfügen.“

„O! Sie sagen mir nicht die Wahrheit. Jetzt weiß ich Alles. Sie werden ihn Dragomira überliefern, Sie haben es ihr versprochen.“

Soltyk lächelte.

„So ist es,“ sagte Dragomira, „ich habe Ihr Wort, Tarajewitsch gehört mir.“

Soltyk verneigte sich.

„Ich werde sein kostbares Leben so lange als möglich schonen,“ fuhr sie fort, „Sie brauchen sich also keine Gewissenskrupel zu machen.“

„Ich?“ Soltyk lächelte wieder, „legen Sie ihn meinerwegen auf einen glühenden Rost, ich habe nichts dagegen, aber es ist mir lieber, wenn Sie ihn leben lassen.“

„Und weshalb?“

„Ich für meinen Theil wollte lieber todt als

lebendig in Ihren Händen sein," erwiderte der Graf. Dragomira zuckte die Achseln.

„Ich bin nicht jenes Phantasiegebilde, dem Sie meinen Namen geben," sagte sie, „wenn Sie eine Semiramis zu Ihrem Ideal machen wollen, hier steht sie vor Ihnen, Henryka.“

„Dieses Täubchen!“

Henryka war roth geworden, aber sie hielt Stand und faßte Solyk scharf in's Auge. „Sie kennen mich nicht," murmelte sie, „geben sie acht, daß ich Sie nicht einmal mehr überrasche, als Ihnen lieb sein wird.“

„Wissen Sie, daß Sie anfangen, mir gefährlich zu werden, mein schöner sanfter Teufel?“

Henryka warf einen raschen Blick auf Dragomira. „Ueberlaß ihn mir," sagte sie mit einer leichten Bewegung des Kopfes, „Du wirst mit mir zufrieden sein.“

16. Die Rachegöttin.

„Wohl ist kein Wild so grausam, das im Busche
Nach Beute gierig streift bei Nacht und Tage,
Wie sie!“
Petrarca.

„Ueberlaß ihn mir,“ wiederholte Henryka, als sie am nächsten Morgen vor dem Bette Dragomira's kniete, „ich werde ihn Apostol liefern, so gut wie Du.“

„Was geht mit Dir vor,“ fragte Dragomira, „liebst Du ihn?“

„Nein, ich möchte ihn nur bestrafen, weil er mich für so unschuldig hält.“

„Immer selbstsüchtige Motive, Henryka,“ gab Dragomira zur Antwort, „Du bist noch weit davon entfernt, unsere erhabene Lehre zu verstehen. Was wir im heiligen Glauben und aus Erbarmen thun, erscheint Dir wie eine angenehme Aufregung. Ich verstehe jetzt, warum es gerade Frauen sind, die gern bei Hinrichtungen zusehen.“

Bezwinge diese böse Lust, diese Blutgier in Dir. Sie wird Dich noch verderben.“

„Ich will Dir gehorchen, denn Du hast Recht, aber überlaß mir Soltyk.“

„Das ist keine Aufgabe für Dich, Du bist nicht ruhig genug dazu.“

„Und Du? bist Du denn seiner vollkommen sicher?“

„Ja.“

„Du wirst ihn bekehren, und er wird sich freiwillig zu Deinem Opfer machen?“

„Ich hoffe es um feinetwillen.“

„Wäre es nicht besser, ihn zum Genossen unseres Bundes zu machen?“ fragte Henryka wieder, „er ist schön, reich, muthig, voll Geist, wie geschaffen, um Andere unter das eiserne Joch seines Willens zu bringen.“

„Gewiß, aber er ist ein Teufel in Menschengestalt,“ sprach Dragomira, „und unser Bund ist nicht dazu da, damit er seine Triebe, die Triebe eines Tigers, befriedigen kann. Er würde mit der teuflischen Lust eines Inquisitors oder Paschas foltern, mißhandeln, morden und im Dienste der Religion Sünde auf Sünde häufen.“

„Manchmal verstehe ich Dich nicht. Sollte

es Sünde sein, das, was Gott gefällig ist, mit Freude zu thun?"

„Mit Begeisterung und Andacht sollen wir Gott dienen, nicht aber mit grausamer Lust und mit unmenschlicher Begierde im Herzen.“

„Bist Du denn menschlich?"

„Ja, ich bin es, Gott sieht in mein Herz. Ich erfülle seine Gebote wie eine schwere Pflicht," sprach Dragomira, „wenn es einen andern Weg geben würde, die Unglücklichen, die ich opfere, der ewigen Verdammniß zu entreißen, ich würde niemals eine Geißel berühren und niemals einen Tropfen Blutes vergießen.“

„Und Tarajewitsch, triumphirst Du nicht, ihn in Deiner Hand zu haben?"

„Ja, aber nicht, weil er mein Feind ist, sondern weil er es gewagt hat, unsere Pläne in Bezug auf Soltyk zu durchkreuzen. Würde ich ihn hassen, dann würde ich unwürdig sein ihn zu bestrafen und Apostol bitten, mich dieser Pflicht zu entbinden.“

Henryka schwieg. Sie mühte sich vergebens ab, Dragomira zu verstehen, diese blieb ihr ein Räthsel wie allen Anderen, wie vielleicht sich selbst.

Langsam waren Alle vom Schlafe erwacht und fanden sich nach und nach beim Frühstück zusammen. Tarajewitsch fragte sich immer wieder,

ob er geträumt habe. Als Henryka eintrat, nahm er sie bei Seite. „Vergeben Sie, mein Fräulein,“ sprach er, ich bitte Sie, mir nur das Eine zu sagen; habe ich gestern wirklich Alles verspielt, mein Geld, meine Pferde, mein Gut?“ —

Henryka nickte.

„Und endlich auch mein Leben?“

„Das haben Sie geträumt.“

„Also doch, ich dachte es mir gleich.“

Nach dem Frühstück brachen Herr und Frau Monkonty auf, um nach der Stadt zurückzukehren. Sessawin schloß sich ihnen an. Die Uebrigen gaben ihnen das Geleite bis zu dem steinernen Muttergottesbilde, wo sich die Wege schieden, und fuhren dann nach Myschkow. Voran Henryka mit Tarajewitsch und in dem zweiten Schlitten, den Soltyk selbst lenkte, Frau Malutin mit Dragomira. In Myschkow hielten die Schlitten vor dem Edelhof. Die Alte öffnete das Thor wie sonst, und das Haus schien, wie immer, ausgestorben. Soltyk übergab die Zügel der festen Hand der Frau Malutin, hob Dragomira aus dem Schlitten und führte sie an seinem Arm in das Haus. Tarajewitsch folgte mit Henryka.

In dem kleinen Salon, in dem sonst Frau Samakj ihre Gäste empfangen hatte, ließ sich

Dragomira in einem Stuhl nieder, während Soltyk sich an das Fenster lehnte und Henryka mit der Pistole in der Hand die Thür bewachte.

„Du erinnerst Dich wohl noch unseres gestrigen Spiels?“ begann der Graf, die dunkeln, höhnischen Augen auf Tarajewitsch geheftet.

„Ja, ich weiß, ich habe Alles verspielt.“

„Auch Dein Leben.“

„Mein Leben? das habe ich ja nur geträumt, Sie sagten es doch auch, Fräulein Henryka.“

„Um Sie sicher zu machen,“ erwiderte diese, „wir sind Zeugen, Dragomira und ich, Sie haben Ihr Leben an den Grafen verspielt, und er kann jetzt nach Belieben über Sie verfügen.“

„In der That, ich entsinne mich — ein Scherz.“

„Durchaus nicht,“ rief Soltyk, „Du hast mich beleidigt und bist in meiner Hand.“

„So tödte mich, ich bin bereit.“

„Ich werde Dich nicht tödten,“ erwiderte Soltyk, „und da ich auch sonst mit Deinem unnützen Leben nichts anzufangen weiß, so werde ich damit Fräulein Malutin ein Geschenk machen.“

„Ein neuer Scherz, ich bin doch kein Sklave, den man kauft und verkauft, mit dem man nach Willkür verfährt,“ erwiderte Tarajewitsch trotzig.

„Du bist frei,“ sprach Soltyk lächelnd, „nur Dein Leben gehört Dragomira, sie wird darüber verfügen, erwarte ihre Befehle.“ Er grüßte die Damen und verließ das Haus. Tarajewitsch blieb allein mit den beiden Mädchen.

„Was beschließen Sie also?“ fragte er bereits ziemlich kleinlaut.

„Ich lasse Ihnen die Wahl,“ entgegnete Dragomira, „wollen Sie mir fortan unbedingt, blind und ohne Widerspruch gehorchen, oder ziehen Sie es vor zu sterben.“ Sie zog einen Dolch hervor und näherte sich Tarajewitsch.

„Ich werde gehorchen,“ stammelte dieser, „betrachten Sie mich ganz als Ihren Sklaven.“

„Sie bleiben also hier,“ sagte Dragomira, indem sie den Dolch wieder verbarg, „ich fahre nach Kiew, bis zu meiner Rückkehr wird Henryka Sie bewachen. Sie haben ihr genau so zu gehorchen wie mir.“

Tarajewitsch verneigte sich.

„Sie sind jetzt mein Gefangener,“ rief Henryka, „hüten Sie sich, irgend etwas zu thun, was nach Ungehorsam oder Verrath aussieht. Ich bin fähig, Sie auf der Stelle niederzuschießen.“ Sie hob die Pistole und drohte mit derselben.

„Nur eins noch,“ bat der Unglückliche, als

Dragomira der Thür zuschritt, „was haben Sie mit mir vor?“

„Sie werden es erfahren, wenn ich zurückkomme.“

„Sie wollen mich tödten,“ murmelte Tarajewitsch, „weil ich Ihr Gegner war, rächen Sie sich, aber schenken Sie mir das Leben.“

Dragomira sah ihn verächtlich an und zuckte die Achseln.

„Gnade!“ flehte er, indem er sich zu ihren Füßen niederwarf, „erbarmen Sie sich.“

„Sie sind ein Allirter der Jesuiten,“ gab Dragomira mit einer stolzen Bewegung zur Antwort, „ich sollte mit Ihnen kein Erbarmen haben, aber vielleicht können Sie mir noch in anderer Richtung Dienste leisten, und so will ich Sie vorläufig schonen, aber nur vorläufig und aus Klugheit, verstehen Sie mich wohl.“

„Ich danke Ihnen.“

„Danken Sie mir nicht, ich habe Ihnen nichts versprochen.“

Sie schritt hinaus wie eine Despotin, unbewegt, in kalter Majestät, und ließ ihn in dumpfer Verzweiflung zurück. Einige Augenblicke später knallte draußen die Peitsche des Grafen und die beiden Schlitten fuhren davon.

„Jetzt sind Sie mir zur Bewachung anvertraut,“ sagte Henryka zu Tarajewitsch, „und ich bin für Sie verantwortlich. Ueberzeugen Sie sich, daß Sie hier keine Hülfe zu erwarten haben, und daß man Sie niederschießen wird, wenn Sie zu fliehen versuchen.“ Tarajewitsch trat fast mechanisch an das Fenster und sah im Hofe zwei Männer mit Flinten bewaffnet.

„Wollen Sie mir also gehorchen?“ fragte Henryka, noch immer die Pistole in der Hand.

„Ja.“

„Dann kommen Sie.“ Tarajewitsch warf seinen Pelz ab, und sie führte ihn durch die Zimmer in jenes Gemach, in dem sich die Fallthür befand, und nachdem er dieselbe auf ihr Geheiß geöffnet, die Stufen hinab in den unterirdischen Kerker, in dem sie selbst einst gebebt, geweint und gebetet hatte. Hier pochte sie an die Wand, diese sprang auf, und ein zweiter, noch engerer und dunklerer Raum wurde sichtbar, in dem zwei große, schlanke Mädchen in Bauertracht, in rothen Saffianstiefeln und langen, farbig gestickten Schafspelzen das neue Opfer erwarteten und mit ruhigen, gleichgültigen Blicken musterten.

„Fesselt ihn,“ befahl Henryka.

„Wollen Sie mich morden?“ schrie Tarajewitsch auf.

„Wagen Sie es nicht, sich zur Wehre zu setzen,“ herrschte ihm Henryka zu und setzte ihm die Pistole auf die Brust, zu gleicher Zeit hatte ihn eins der Mädchen mit der Behendigkeit einer Kaze beim Genick gefaßt und die zweite, die hinter ihm stand, ihm einen Strick um die Füße geworfen und die Schlinge zugezogen. Er fiel wie ein Stück Holz nieder, mit dem Gesicht zur Erde, und schon kniete eins der Mädchen auf ihm. Noch ein kurzes Ringen, und er lag gebunden an Händen und Füßen an der Kette, die an die Mauer geschmiedet war.

„Habe ich Ihnen nicht verboten, sich zur Wehre zu setzen?“ sagte Henryka, indem sie ihn mit dem kleinen Fuße trat. Tarajewitsch schwieg.

„Bestraft ihn,“ fuhr sie, zu den Mädchen gewendet, fort, „und lehrt ihn zugleich beten. Er hat schwer gesündigt sein ganzes Leben.“

Die beiden Mädchen rissen ihm den Rock herab und zogen dann die Geißeln hervor, die sie unter dem Schafspelz nebst Rosenkranz am Gürtel trugen. —

Soltyk brachte Dragomira nach Kiew und kehrte dann mit Frau Malutin nach Chomtschin zurück, wo ihn Pater Gliniski erwartete. Dra-

gomira begab sich auf der Stelle zu Karow, mit dem sie eine kurze Unterredung hatte, und schrieb dann an Zesim.

„Nur wenige Worte,“ sagte sie zu ihm, als er eintrat, „wir sind heute unserm Glücke um einen großen Schritt näher gekommen. Noch ein paar Tage, und ich hoffe Dir sagen zu können, daß ich bereit bin, Dir zum Altar zu folgen.“

Zesim, der gezweifelt und gegrollt hatte, lag wieder besiegt zu ihren Füßen und schwor ihr von Neuem Liebe und Treue. Als es dunkel wurde, schickte sie ihn fort, und er ging diesmal ohne ihr Vorwürfe zu machen, die Sonne und den Frühling im Herzen, ein Lied auf den Lippen.

Bald danach fuhr Dragomira im Schlitten davon. In der Nähe des Hauses, in dem sie Soltys die Geister seiner theuren Todten hatte erscheinen lassen, erwartete sie Doliba mit einem Pferde. Sie schwang sich in den Sattel desselben und jagte davon, hinaus in die Nacht, in Frost und Schnee. Sie sah nicht, daß ihr in der Ferne eine dunkle Gestalt folgte, ein Reiter, der Kiew zugleich mit ihr verlassen hatte.

In Myschkow erwarteten sie Henryka und Karow.

„Hat er sich in sein Schicksal gefügt?“ fragte Dragomira.

„Ja,“ gab Henryka zur Antwort, „aber erst, nachdem ich ihn geißeln ließ.“

„Das hast Du wieder aus teuflischer Lust gethan, Henryka.“

„Nein, nur um seiner armen Seele willen.“

„Ich kenne Dich besser.“ Dragomira gab Karow einen Wink und stieg mit ihm und Henryka in die unterirdische Welt des ehemaligen Edelhofes hinab, in der jetzt der Tempel des schrecklichen Gözenbildes aufgerichtet war, in dem wahnsinnige Schwärmer ihren Gott verehrten. Als sie zusammen in den engen Raum traten, in dem Tarajewitsch auf einem Bund Stroh lag, kamen auch die beiden Tempeldienerinnen in Bauertracht herbei. Die Eine steckte eine brennende Fackel in die eiserne Klammer, die sich an der feuchten Mauer befand, indeß die Andere dem Gefangenen die Kette abnahm und seine Fesseln löste. Tarajewitsch blickte halb erstaunt, halb entsetzt auf Dragomira, welche vor ihn hintrat und die Arme auf der Brust gekreuzt, die schönen Augen streng und drohend auf ihn richtete. „Sie wollten Soltyf von dem Wege des Heils, den ich ihm gewiesen habe, wieder in die Finsterniß des

Lasters ziehen," begann sie, „der Himmel hat Sie gestraft. Sie wollten mich verderben, jetzt sind Sie in meiner Hand.“

„Strafen Sie mich," erwiderte Tarajewitsch, „aber schonen Sie mein Leben, Sie haben es mir versprochen.“

„Ich habe nichts versprochen," schnitt ihm Dragomira das Wort ab, „erwarten Sie von mir kein Erbarmen, wo es gilt, Gott zu dienen.“

„Sie wollen Rache nehmen, das ist es," erwiderte er.

„Ich bin kein gewöhnliches Weib, das Liebe sucht, und wenn man sich seinen Wünschen entgegenstellt, in seiner Rachsucht Himmel und Erde in Bewegung setzt, ich bin eine Priesterin und diene dem Allmächtigen. Warum drängten Sie sich in mein Gewebe und zerrissen mir die Fäden? Jetzt sind Sie selbst in meinem Netz und ich werde Sie opfern, nicht um mich zu rächen, sondern nur, um Sie durch die Strafe auf Erden den ewigen Qualen zu entreißen. Sie werden heute noch sterben.“

„Gnade! Gnade!" flehte Tarajewitsch auf die Kniee hinsinkend, mit erhobenen Händen.

„Stehen Sie auf," gab Dragomira zur Antwort, „folgen Sie uns. Legen Sie dem Priester,

der Sie erwartet, ein reumüthiges Bekenntniß Ihrer Sünden ab und büßen Sie dieselben durch einen freiwilligen Opfertod.“

„Bin ich denn unter Wahnsinnigen?“ schrie Tarajewitsch auf.

„Wollen Sie Gott versöhnen, so wählen Sie den Weg, den ich Ihnen zeige,“ fuhr Dragomira fort, „bleiben Sie verstockt und unbußfertig, dann werde ich versuchen, Ihre Seele zu retten, indem ich Sie mit Gewalt zum Altar schleppe und dort opfere, wie einst Abraham den Isaak opfern wollte.“

„Nein, ich will nicht sterben,“ murmelte Tarajewitsch, am ganzen Leibe bebend, „ich will Buße thun, aber mein Leben opfere ich nicht, das kann Gott nicht von mir verlangen, das ist Wahnsinn!“

„Noch sind Sie frei,“ sagte Dragomira, „wählen Sie, der Weg zum ewigen Licht steht Ihnen offen.“

„Nein, nein, ich will nicht sterben,“ rief Tarajewitsch.

„Dann vorwärts,“ gebot Dragomira, „wir haben keine Zeit mehr zu verlieren.“

Karow warf sich blitzschnell auf den Gefangenen, schleuderte ihn mit seiner Riesenkraft zu Boden und setzte ihm das Knie auf den Nacken, den beiden Mädchen in Bauerkleidern wurde es

leicht, das bebende Opfer zu fesseln. An Händen und Füßen gebunden schleppten sie Tarajewitsch mit sich fort in das weite, von Fackeln erleuchtete Gewölbe, in dem der Priester ihn erwartete. Die Anderen folgten.

Als der Unglückliche zu Apostol's Füßen lag und dieser ihn zu ermahnen begann, hoffte er sich noch durch Demuth und Nachgiebigkeit zu retten. Er legte eine vollständige Beichte ab und bat selbst um eine strenge Buße und Strafe.

„Sie soll Dir werden,“ sprach Apostol, „nimm ihn hin, Dragomira.“

„Nicht sie, sie wird mich morden,“ flehte Tarajewitsch.

„Niemand wird Hand an Dich legen,“ erwiderte Apostol, „Gott selbst soll entscheiden, ob Du reif bist in das Jenseits einzugehen, oder ob es noch einer weitem irdischen Buße bedarf.“

Dragomira winkte den beiden Bauermädchen, welche Tarajewitsch sofort ergriffen und durch den matt erleuchteten Gang in ein zweites weites Gewölbe schleiften, dessen eine Wand ein massives eisernes Gitter bildete. Während die Mädchen Tarajewitsch rasch von seinen Fesseln befreiten, öffnete Karow in diesem Gitter eine Thür, und vier kräftige Arme stießen das Opfer in einen

vollkommen dunkeln Raum. Die Thür fiel wieder zu. Zwei brennende Fackeln wurden an dem Gitter befestigt. Bei ihrem blutrothen Glanz wurden die prächtigen Tiger und Panther sichtbar, welche sich ringsum in dem weiten Käfig gelagert hatten.

Tarajewitsch stand mitten unter ihnen, wie ein christlicher Märtyrer der römischen Kaiserzeit in der Arena. Noch verhielten sich die wilden Bestien ruhig, als aber Tarajewitsch laut Gott anzurufen und um Gnade zu bitten begann, erhoben sie sich langsam, streckten die elastischen Glieder und richteten die glühenden Augen unheimlich forschend auf ihn.

„Ich will eintreten,“ sagte Dragomira zu Karow. Vergebens suchte dieser sie zurückzuhalten, sie ließ die Thür öffnen und schritt, in der einen Hand den Revolver, in der andern die Drahtpeitsche, mitten unter die Thiere hinein. „Wacht auf, ihr Schläfer, vorwärts, thut Eure Schuldigkeit,“ rief sie mit starker, befehlender Stimme und schlug mit aller Kraft auf die Bestien los. Diese zogen sich erst scheu zurück, dann fletschten sie die Zähne, rollten den Schwanz und stießen ein kurzes, heiseres Geheul aus. Wieder traf Dragomira den großen Tiger mit der Peitsche, aber statt sich

auf sie zu stürzen, floh er vor ihrem Herrscherblick wie ein feiger Sklave dem Gitter zu und warf sich dann bei der ersten angstvollen Bewegung, welche Tarajewitsch machte, auf diesen. Ein entsetzlicher Schrei, dann folgten die anderen Thiere dem Beispiel des Tigers. Ein Knäuel von Leibern wälzte sich auf der Erde, in einer rauchenden Blutlache, mit menschlichen Klageönen mischte sich das zornige Knurren der Tiger und Panther; während Dragomira in dem schwarzen Samtpelz, der sie bis zu den Füßen einhüllte, die Pistole in der Hand, gleich einer Rachegöttin da stand.

„Kommen Sie,“ rief Karow, „ehe es zu spät ist, kommen Sie.“

Dragomira näherte sich langsam dem Gitter, stieß den Panther, der ihr in den Weg kam, mit dem Fuße zurück und trat, immer den Thieren ihr Antlitz mit dem bezwingenden Blick zugewendet, ruhig aus dem Käfig, in dem ihr Opfer eben ausgeathmet hatte.

17. Marmorherzen.

„Setzt bist Du in meinen Klauen.“
Mickiewicz.

Als Dragomira am folgenden Nachmittag mit Henryka nach Chomtschin zurückkehrte, war Graf Soltyk auf die Jagd gegangen. Frau Malutin spielte mit Pater Glinzki Schach. Dragomira küßte ihre Mutter und begrüßte den Jesuiten mit kalter Höflichkeit. Sie hatte mit einem Blick alle Vortheile der Situation erfaßt, ein zweiter Blick genügte, um sich mit ihrer Mutter zu verständigen. Noch ein paar Worte zu Henryka, und ein Plan war fertig, drei weibliche Hände spannen geschäftig ein Netz, den ahnungslosen Pater zu fangen.

„Wie erfroren Ihr ausseht!“ begann Frau Malutin, „ich will sehen, daß Ihr warmen Thee bekommt, meine armen Täubchen.“

„Erlauben Sie, daß ich —“ fiel der Jesuit galant ein.

„Nein, nein,“ sprach Frau Malutin, „das ist meine Sache, hier sind noch andere Ritterdienste zu verrichten, lieber Pater, die überlasse ich Ihnen.“ Sie verließ das Zimmer, und Glinzki eilte jetzt, den beiden Damen die Mäntel und die Baschliks abzunehmen, in die sie gehüllt waren.

Dragomira dankte mit einem leichten Kopfnicken. „Komm,“ sagte sie zu Henryka, „wir wollen uns umkleiden. Ich fühle mich unbehaglich.“

„Gedulde Dich nur einen Augenblick,“ erwiderte Henryka, „ich bringe Dir Alles, was Du brauchst.“ Ohne eine Antwort abzuwarten flog sie schon zur Thür hinaus. Dragomira setzte sich an das Kaminfeuer und wärmte sich. „Es ist kalt draußen,“ sprach sie, „man erstarret förmlich.“

Pater Glinzki holte ein Tigerfell und hüllte ihre Füße mit demselben ein.

„Ich danke Ihnen,“ sprach Dragomira lächelnd, „Feinde, die so galant sind, kann man sich gefallen lassen.“

„Ich bin nicht Ihr Feind,“ antwortete Glinzki,

„ich habe nur das Wohl Soltyk's im Auge, den ich wie meinen Sohn liebe.“

„Glauben Sie, daß ich sein Verderben will?“ rief Dragomira, ihn fest in's Auge fassend, „ich will sein Glück ebenso gut wie Sie, und es ist die Frage, wer dieses Ziel früher erreichen wird, ich oder Sie.“

„Sie sind im Vorthheil.“

„Zugegeben, aber ist es überhaupt klug, sich zu befehlen, wenn man dieselben Zwecke verfolgt?“ sagte Dragomira, „es wäre einfacher, denke ich, sich zu verbinden. Sie müssen jetzt endlich doch darüber im Klaren sein, daß Sie Ihren Grafen durch Anitta nicht im Zaum halten können.“

„Leider.“

„Versuchen Sie es also mit mir.“

„Darüber läßt sich reden.“

Henryka kam zurück, sie hatte Dragomira's Pelzjacke über dem Arm und ihre Pantoffeln in der Hand. „Soll ich Dir helfen?“ fragte sie. —

„Nein, wozu gäbe es denn galante Jesuiten auf der Welt,“ erwiderte Dragomira im leichten Ton einer koketten Weltbame, „geh' nur, Du mußt Dich gleichfalls umziehen, sonst wirst Du uns krank.“

Henryka küßte Dragomira's Hand und eilte wieder davon.

„Doch nein,“ sagte jetzt die Letztere, „ich kann Sie doch nicht brauchen, Sie müssen schon einen Augenblick in das Nebenzimmer treten.“

Glinzki gehorchte; als er nach zwei Minuten zurückkehrte, hatte Dragomira die Taille abgelegt und die Pelzjacke angezogen. Sie saß wieder beim Kamin, aber die rothen Flammen, die emporzüngelten, schienen jetzt ihren Nacken, die jungfräuliche Amazonenbüste und die herrlichen Arme, die sich in den weichen Zobelfellen badeten, zu küssen. Im weiten Gemach herrschte sonst bleigraue Dämmerung, nur diese schönen Arme leuchteten und der weiße Hals und das schwere, fluthende Goldhaar.

Dem Jesuiten wurde es ganz seltsam zu Muth und noch seltsamer, als Dragomira die großen, zauberhaften Augen zu ihm aufschlug und mit einem reizenden Lächeln um den vollen Mund ihm die Hand bot. Er sprach kein Wort, sondern neigte sich auf diese kalte Marmorhand und küßte sie.

„Wir wollen also Freunde sein?“

„Das hängt von Ihnen ab,“ erwiderte Glinzki, „Sie verfolgen Pläne — politische Pläne —

welche Soltyk in unabsehbare Gefahren stürzen können; wenn Sie Ihre geheimen Beziehungen lösen wollen —“

„Ich habe keine.“

„Vergeben Sie, ich weiß mehr davon als irgend Jemand außer den Mitverschworenen.“

„Sie also haben uns der Polizei verrathen?“

„Nein — ich habe nur — gewisse Winke — aus Vorsicht.“

„Pater Glinzki!“ sprach Dragomira ruhig, mit dem Finger drohend, „kümmern Sie sich nicht um Dinge, die Sie nichts angehen, wenn Ihnen Ihr Kopf lieb ist.“

Glinzki erbleichte. „Sie werden mich doch nicht an das Messer liefern,“ murmelte er, „ich weiß, daß ich mich Ihnen anvertrauen darf.“

„Sie können unbesorgt sein,“ antwortete Dragomira, „aber geben Sie Ihre Intriguen auf.“

„Ich verspreche es Ihnen.“

„Und ich verspreche Ihnen, mich von allen politischen Umtrieben zurückzuziehen.“

„Dann steht unserer Verbindung nichts mehr entgegen.“

„Sie geben Anitta auf?“

„Ja.“

„Und wählen mich zu Ihrer Allirten, ver-

stehen Sie mich wohl, Pater Glinzki, zu Ihrer Allirten, nicht zu Ihrem Werkzeug.“

„Ich verstehe.“

Dragomira fröstelte es. „Ich bitte — rufen Sie Jemand —“ sagte sie plötzlich, „ich muß diese garstigen Stiefel vom Fuße haben, ich erkälte mich, wenn ich noch lange zögere.“

„Gestatten Sie mir —“

„Warum nicht.“ Sie hielt ihm erst den einen, dann den andern Fuß hin, und Pater Glinzki zog ihr mit galantem Eifer die weiten faltigen Saffianstiefel aus, um sich dann wie ein verliebter Page vor ihr auf ein Knie niederzulassen und ihr die kleinen, warmen Pelzpantoffeln anzuziehen. In dem Augenblick, wo er seinen Sklavendienst verrichtet hatte, ertönte ein helles Lachen, und Henryka führte den Grafen herein, der sich spöttisch vor dem Jesuiten verneigte. „Also deshalb spielen Sie den Prediger in der Wüste,“ rief er, „hätte ich geahnt, daß Sie selbst Schönheit so sehr zu schätzen und derselben so chevaleresk zu huldigen wissen, ich hätte mir Ihre Ermahnungen wahrlich mit besserem Humor gefallen lassen.“

Der Jesuit hatte sich, blutroth und bebend, erhoben, er blickte vernichtet bald auf Dragomira, bald auf den Grafen, doch die Erstere war so

flug, ihm noch zu rechter Zeit zu Hülfe zu kommen.
„Lassen Sie mir doch den Vater in Ruh,“ rief sie, „er ist mir viel lieber als Sie, wir verstehen uns jetzt vollständig, nicht wahr, und nichts soll unsere Freundschaft stören, weder Ihr Spott, lieber Graf, noch Ihre Eifersucht.“

„Ja, Ihnen zum Trost,“ sagte Glinzki, „mache ich jetzt Dragomira erst recht den Hof.“ Er ergriff ihre Hand und preßte sie zweimal feurig an seine Lippen. Dragomira erhob sich hierauf, nahm seinen Arm und führte ihn an das Fenster.
„Lassen Sie uns,“ rief sie Soltyk zu, „wir haben ein kleines Geheimniß vor Ihnen.“

„Sie befehlen?“ fragte Glinzki leise.

„Es bleibt bei dem, was wir abgemacht.“

„In vier Wochen sind Sie Gräfin Soltyk.“

Dragomira drückte Glinzki die Hand. „Und jetzt,“ flüsterte sie ihm zu, „beschäftigen Sie meine Mutter und Henryka, mit meiner Mutter spielen Sie Schach, und Henryka lassen Sie meinetwegen den Rosenkranz beten.“

„Verlassen Sie sich ganz auf mich.“ Glinzki küßte wieder die schöne Hand, die ihn jetzt fest in ihren Krallen hielt, und führte Henryka aus dem Zimmer.

Dragomira blieb mit dem Grafen allein.

Ohne ihn zu beachten, ging sie langsam zum Kamin, ließ sich in dem Stuhl nieder, setzte ihre Füße auf das Tigerfell und starrte in die Gluth.

„Dragomira,“ begann der Graf, welcher leise hinter sie getreten war.

„Sind Sie noch da?“

„Welche Frage! Nachdem ich Sie so lange nicht gesehen, nachdem Sie mich so grausam verschmachten ließen.“

„Phrasen,“ murmelte Dragomira und warf den Kopf zur Seite.

„Sie sind übler Laune.“

„Im Gegentheil.“

Soltyk setzte sich ihr gegenüber und hielt ihre Hände in den seinen.

„Ist Ihnen vielleicht Tarajewitsch entkommen?“

„O! mir entkommt man nicht so leicht.“

„Was haben Sie also mit ihm angefangen?“

Dragomira schwieg, nur ein Lächeln glitt über ihre kalten, schönen Züge, ein Lächeln, das Soltyk schauern machte.

„Sie haben ihn getödtet?“

Dragomira nickte.

„Warum durste ich nicht zugehen sein?“

„Weil Sie aus Grausamkeit quälen, ich strafe

und tödte im Namen Gottes, ohne Mitleid, aber auch ohne Haß.“

„Und ich bin also für immer verurtheilt, an der Pforte des Heiligthums zu stehen?“

„Wie Sie darnach lechzen, daß man Ihnen ein Opfer überliefert!“

„Nein, ich möchte nur Zeuge sein, wenn Sie Ihres Amtes walten als Priesterin und Richterin.“

„Auch dies ist ein Verlangen, das unmenschlich ist,“ erwiderte Dragomira, „Sie hätten sollen zur Zeit der Tartarenkämpfe als einer jener Chane geboren werden, welche die Menschen wie Vieh mit sich forttrieben, die Männer, um sie zu ihren Sklaven zu machen, die Frauen, um sie in ihre Harems zu sperren. Damals überzog man die Trommeln mit Menschenhaut und errichtete Pyramiden aus Menschenschädeln.“

„Ich kann nicht lügen,“ erwiderte Soltysk, „ich liebe Sie um so mehr, seitdem ich weiß, daß Menschenblut an Ihren Händen klebt.“

„Das ist ja einfach Wahnsinn.“

„Nennen Sie es wie Sie wollen, ich liebe Sie deshalb doch, und ich liebe die Skythyn, die Tigerin in Ihnen mehr noch als den reinen, jungfräulichen Todesengel.“

„Ich aber werde Sie niemals lieben,“ sprach

Dragomira, „so lange Sie von solchen häßlichen Leidenschaften beherrscht werden. Man hat Sie mir als einen Teufel geschildert, Sie sind noch ärger. Sie haben ein Herz von Stein.“

„Wie Sie!“

„Wie ich?“

„Ja, wie Sie, Dragomira,“ fuhr der Graf fort, „spielen wir uns doch nicht länger diese lächerliche Komödie vor, ich kenne Sie jetzt ebenso gut, wie Sie mich kennen. Seien Sie offen, wie ich es bin. In Ihnen steckt derselbe nero-nische Zug, derselbe titanische Drang zu herrschen, zu unterwerfen, den Menschen den Fuß auf den Nacken zu setzen und Jene, die widerstreben, zu vernichten, wie in mir. Wir haben Beide Marmorherzen, und wenn ich aufrichtig bin, so bin ich ebenso wenig fähig zu lieben wie Sie. Ich mache Ihnen keine Liebeserklärung, was ich für Sie empfinde, ist mehr als Liebe, Bewunderung, Blutsverwandschaft, Harmonie der Seelen, die Sprache hat keine Worte, auszudrücken, was ich für Sie fühle. Ich habe in Ihnen eine ebenbürtige Gefährtin gefunden, das ist es, eine Natur, die fähig ist, Gott und der Welt zu trotzen, gleich mir, und die Hand nach den Sternen

ausstreckt, ohne Furcht, vom Blitze des ewigen Rächers getroffen zu werden.“

Dragomira hing, zum ersten Male bis in das Innerste ihrer Seele ergriffen, halb schauernd und halb entzückt an den Augen eines Mannes, und als der Graf jetzt vor ihr niedersank und die Arme mit wilder Willkür um sie schlang, ergab sie sich, sie wehrte ihn nicht ab, ihre Brust wogte im Kampfe widerstreitender Empfindungen, aber sie fand keine Worte, kein Laut kam über ihre Lippen, und als der Graf die seinen heiß und verlangend auf dieselben preßte, legte auch sie die vollen Arme um ihn und gab ihm Kuß um Kuß zurück, sich und die Welt vergessend.

„Mein also,“ stammelte Soltyk, sich fassend.

„Ja.“

„Für immer?“

„Für immer.“

„Sie wollen mein Weib werden?“

„Ja.“

„Sie erlauben mir, heute noch mit Ihrer Mutter zu sprechen?“

„Ich bitte Sie darum.“

„Ach, Dragomira, wie glücklich haben Sie mich gemacht!“

Sie sah ihn an, nahm seinen schönen Despoten-

kopf zwischen ihre Hände und küßte ihn wieder. Sie war mit einem Male wie verwandelt.

Plötzlich sprang Soltyk auf und ging hinaus, um mit Frau Malutin zu sprechen.

Dragomira blieb allein.

„Was ist geschehen?“ fragte sie sich, „liebe ich ihn denn? nein, nein, was also, was hat ihm diese Macht über mich gegeben? Hat er in das Dunkel meiner Seele geblickt, dorthin, wo noch nie ein Licht drang, und mir selbst enthüllt, was ich nicht gewußt habe? war es das? Ich weiß es nicht, ich weiß nur, daß ich ruhig und sicher war und daß er mich mit sich fortgerissen hat im Wirbel, über Tiefen hinweg, vor denen mich schwindelt. Wo gerathe ich hin? Mein Gott! Mein Gott! verlaß mich nicht!“

18. Die Seelenfängerin.

„Für jeden Menschen kommt der Augenblick,
In dem der Lenker seines Sterns ihm selbst
Die Bügel übergiebt.“ Fr. Hebbel.

Frau Malutin hatte ihre Einwilligung zu der Verbindung ihrer Tochter mit Soltyk gegeben. Der Graf sah sich endlich am Ziele, im Vollbesitze des angebeteten, schönen Weibes, an der Schwelle zum höchsten Erdenglück.

Am nächsten Morgen traf Dragomira die nöthigen Verfügungen, sie spielte bereits vollständig die Herrin, die Despotin, und alle gehorchten ihr, wie wenn es gar nicht anders sein könnte.

Während man beim Frühstück saß und der Graf die leuchtenden, entzückten Augen kaum für einen Moment von ihr zu wenden vermochte, befahl sie einen Schlitten anzuspinnen und bat den Jesuiten, sie nach Kiew zu begleiten. Glinzki erhielt die Mission, die Familie Dginski zu unter-

richten und zu beschwichtigen, während sie selbst mit Jesim unterhandeln wollte. „Sie bleiben hier,“ sagte sie zu Soltyk, „meine Mutter und Henryka werden Ihnen Gesellschaft leisten. Ich komme heute Abend, spätestens morgen zurück.“

Der Graf seufzte, betheuerte, daß ihm eine Trennung von wenigen Stunden schon wie eine Ewigkeit erschiene, bat mit nach Kiew fahren zu dürfen und schwor, Dragomira in keiner Weise lästig werden zu wollen. Doch sie blieb fest bei ihrer Anordnung, und er fügte sich endlich, wenn auch mit schwerem Herzen.

Der Schlitten fuhr vor, Dragomira küßte ihrer Mutter die Hand und stieg an Soltyk's Arm die Treppe hinab. Als sie bereits an Glinski's Seite in den weichen, köstlichen Fellen saß, welche den Schlitten füllten, bot sie dem Grafen die rothen, warmen Lippen zum Kuß, dann knallte die Peitsche, und das leichte Gefährt flog davon.

In Kiew angelangt, verabschiedete Dragomira den Jesuiten und sendete Barichar zu Jesim.

Dieser kam sofort.

„Was haben Sie mir zu sagen?“ begann er, „ich bin erstaunt, daß Sie sich überhaupt noch darum bekümmern, ob ich auf der Welt bin oder nicht.“

„Wieder Vorwürfe,“ erwiderte Dragomira und legte langsam den Arm um seinen Nacken, „was willst Du, Du bist doch mein, ich halte Dich und gebe Dich nicht mehr frei.“

„Du irrst Dich.“

„Sobald Du mich nicht mehr liebst?“

„Mich willst Du anklagen? mich? Du, nachdem Du eine Reihe von Tagen mit Soltyk auf seinem Schlosse zugebracht hast?“

„In Gesellschaft meiner Mutter.“

„In jedem Falle, um mich an ihn zu verrathen.“

„Du hast kein Recht, mir solche Dinge zu sagen,“ antwortete Dragomira ruhig, „ich habe Dich niemals getäuscht, ich habe Dir jederzeit offen gesagt, daß ich in Bezug auf den Grafen einen Plan verfolge, ich habe Dir noch vor Kurzem eröffnet, daß ich nahe am Ziele bin und daß dann unsrer Verbindung nichts mehr im Wege steht. Vertraue mir, auch jetzt, wo ich zum Schein den gewagtesten Schritt gethan habe, thun mußte.“

„Was hast Du mir noch zu gestehen?“

„Ich habe mich gestern Abend mit Soltyk verlobt.“

„Dragomira!“

„Unterbrich mich nicht, höre mich zu Ende. Ich habe eine große, heilige Mission zu erfüllen.“

Diese Komödie mußte gespielt werden, um den Grafen vollständig sicher zu machen. Er ist jetzt in meiner Hand. Mein Wort, daß die Hochzeit niemals stattfinden wird. In wenigen Tagen gehe ich mit meiner Mutter und Soltyk nach Bojary, dort wird sich Alles entscheiden. Wenn ich zurückkehre, bin ich Dein und werde Dir zum Altar folgen.“

„Wie soll ich dieses Märchen glauben,“ rief Zesim, indem er aufsprang, „Du willst mich täuschen, damit ich Dir vor der Vermählung mit Soltyk keine Verlegenheiten bereite. Bist Du einmal Gräfin Soltyk, dann lachst Du über den Unglücklichen, der Dich liebte, der Dich anbetete.“

„Wenn Du mir mißtraust,“ sprach Dragomira, „dann sind wir zu Ende.“ Sie stand auf und trat an das Fenster. „Geh! ich weiß jetzt, was ich von Deiner Liebe zu halten habe, eine Liebe ohne Vertrauen ist einfach ein Raub und verdient keinen so hohen, heiligen Namen.“

„Ich müßte sinnlos sein, wenn ich Dir noch länger vertrauen wollte,“ rief Zesim.

Dragomira war auf diesen Widerstand nicht gefaßt, aber im Augenblick hatte sie einen neuen Plan fertig. Sie mußte sich seiner auf der Stelle

bemächtigen, wenn sie ihn nicht für immer verlieren sollte, sie mußte ihn für einige Zeit zu ihrem Gefangenen machen, so lange, bis die Würfel in Bezug auf Soltys gefallen waren. Sie schreckte vor nichts zurück, und jedes Mittel, das zum Ziele führte, erschien ihr jetzt erlaubt und gut. „Und wenn ich Dir Beweise von meiner Liebe gebe?“ rief sie, indem sie sich plötzlich zu ihm wendete, „wenn ich mich ganz in Deine Hände liefere?“

Zesim starrte sie an, er verstand sie noch nicht.

„Hier kann ich Dich nicht empfangen,“ fuhr sie fort, „wir sind hier von Spionen umgeben, aber ich habe eine vertraute Freundin, die für sich allein ein Haus in der Vorstadt bewohnt. Dort will ich Dich heute Abend erwarten, willst Du?“

Zesim warf sich zu ihren Füßen nieder und bedeckte ihre Hände mit Küssen.

„Willst Du kommen?“

„Ja.“

„Also um zehn Uhr Nachts bist Du in der Straße.“ Sie nannte ihm dieselbe und beschrieb ihm das Haus. „Eine verlässliche Person wird zur Stelle sein und Dich zu mir führen.“

„Verzeih' mir,“ bat Zesim, indem er aufstand

und sie an seine Brust schloß. Sie lächelte unter seinen Küffen, hold und verschämt wie eine Braut.

Als Jesim fort war, sendete sie Barichar zu der Jüdin. Bassi kam, mit aller nöthigen Vorsicht, und Dragomira sperrte sich mit ihr in ihr Zimmer ein.

„Heute Nacht muß Jadewski, der junge Offizier, den Du kennst, für einige Zeit unschädlich gemacht werden,“ begann Dragomira.

„Wenn es kein Blut gilt, können Sie sich auf mich verlassen,“ gab die Jüdin zur Antwort.

„Ich werde ihn erwarten. Du wirst in der Straße sein und ihn zu mir führen. Deine Leute müssen eine Stunde früher zur Stelle sein und sich im Hause selbst verbergen. Er wird seinen Degen ablegen. Während er mich küßt, werde ich ihm die Schlinge um den Hals werfen. Er wird dann in das unterirdische Gewölbe gebracht und dort so lange gefangen gehalten, bis ich selbst komme und ihn befreie, aber sage Allen, daß er weder verletzt noch mißhandelt werden darf.“

„Ich verstehe.“

Nachdem Dragomira ihr noch einige Winke gegeben hatte, eilte die Jüdin davon.

Pater Glinzki beeilte sich mit seiner Mission

durchaus nicht so sehr, er entwarf ein Duzend Pläne, die er wieder verwarf, er setzte sich verschiedene Reden zurecht, die er halten wollte, und fand sie schließlich selbst banal und nichts-sagend. Endlich fand er das Richtige. Er entschloß sich, zuerst mit Anitta zu sprechen, da er sehr gut wußte, daß diese seine Botschaft ohne jede Entrüstung, vielmehr mit einer gewissen Freude aufnehmen würde, und er täuschte sich nicht.

Als er Nachmittags zu Dginski kam und nach verschiedenen Umschweifen und Redensarten endlich mit der großen Neuigkeit hervorkam, fiel ihm Anitta um den Hals und küßte ihn, dann rannte sie hinüber zu ihren Eltern und rief jubelnd: „Graf Soltyk giebt Euch sein Wort zurück, er hat eingesehen, daß er niemals mein Herz erobern, meine Zustimmung erlangen wird, und so verzichtet er auf meine Hand und heirathet Dragomira.“

Dginski machte ein verwundertes Gesicht, während Frau Dginska sich anschickte, dem Jesuiten, der leise geschlichen kam, Vorwürfe zu machen, doch Anitta machte Allem energisch ein Ende.

„Ich hätte ihn ja doch nie genommen,“ rief sie, „ich liebe Jesim Jadowski und werde seine

Frau werden oder in ein Kloster gehen. Sagen Sie dem Grafen, Hochwürden, daß ich ihm sehr dankbar bin und daß ich hoffe, daß wir gute Freunde bleiben werden.“

Damit war die Sache vorbei, und Glinzki konnte leichten Herzens zu Dragomira eilen. Anitta bemühte sich hierauf, die Einwilligung ihrer Eltern zu einer Verbindung mit Zesim zu erlangen. Ihr Vater schien geneigt, aber ihre Mutter setzte ihren Wünschen noch immer den ganzen polnischen Magnatenstolz entgegen. Anitta ließ sich indeß nicht entmuthigen. Sie war jetzt frei und von süßen Hoffnungen erfüllt. Vor Allem hielt sie es für geboten, sich mit Zesim zu verständigen. Sie schrieb an ihn und sendete den alten Kosaken Taras mit dem Briefe in seine Wohnung. Als Taras zurückkehrte, war es Abend. Herr Dginski war im Kasino, Frau Dginska befand sich im Theater. Zum Glück war also Anitta allein.

Taras meldete mit ernster, bekümmelter Miene, daß er Zesim nicht getroffen und von seinem Diener herausgebracht habe, daß sein Herr für diesen Abend von einer Dame erwartet werde.

„Von Dragomira,“ rief Anitta aus.

„Es bleibt nichts übrig, als dieser Schritt

für Tritt zu folgen," sagte der Alte, „sie ist jetzt in der rothen Schenke, und ich habe auch erfahren, daß die Jüdin heute bei ihr war. Mir ist bange um Herrn Jadewski, denn anderseits wird erzählt, daß sich Fräulein Malutin mit dem Grafen verlobt habe.“

„Ja, wir müssen ihr folgen," sagte Anitta, „ich gehe mit Dir.“

Kurze Zeit darauf verließ sie als Bäuerin gekleidet mit Taras, der sich in einen kleinrussischen Bauern verwandelt hatte, das Palais ihrer Eltern. Sie war bleich aber entschlossen und muthig.

„Sie war so vorsichtig, die Straßen zu meiden," sagte Taras, „sie kam in einem Kahn und wird wohl auf demselben Wege zurückkehren. Es ist das Beste, gleichfalls ein Fahrzeug zu miethen.“

Sie gingen also an dem Flusse hinab, der bereits vollständig vom Treibeis frei war. Der Winter war zu Ende. Das Frühjahr meldete sich, aber nicht mit Veilchen, Schneeglöckchen und Vogelsang, sondern vorerst mit wilden Stürmen, neuem Schneefall und kaltem Regen. An diesem Abend war indeß der Himmel klar und wolkenlos, der Mond schien hell. Da war jetzt der Fluß mit seinen schäumenden Wogen, über die der Wind heulend hinblies.

„Sollen wir uns hinauswagen?“ fragte Taras.

„Für ihn wage ich Alles,“ erwiderte Anitta.

Sie fanden einen Kahn, stiegen in denselben und fuhren langsam längs des Ufers dahin. Als sie sich der rothen Schenke näherten, bemerkten sie einen Kahn, der an einer Kette lag und sich gleichsam schwer ächzend auf dem Wasser schaukelte. In der Schenke waren die Fenster erleuchtet.

„Sie ist noch da,“ sagte Taras, „wir wollen uns also in den Schatten legen und sie erwarten.“

Er ruderte bis zu der nächsten Mauer und legte dort an. Beide verhielten sich still. Man hörte lange nichts als den Gesang der Wellen und das Brausen des Sturmes um die alten Thürme der vormaligen Czarenstadt.

Endlich traten zwei Gestalten aus der Schenke und näherten sich dem angeketteten Kahn. Die eine ein Mann, den man für einen Fischer halten konnte, machte denselben los und ergriff das Ruder. Die zweite stieg jetzt ein; es war eine hohe, schlanke Gestalt in dem buntgestickten Lamm- pelz einer kleinrussischen Bäuerin. Jetzt wendete sie ihr Gesicht dem Monde zu, und Anitta erkannte trotz des weißen Kopftuches, das sie um

das blonde Haar geschlungen hatte, Dragomira. Der Kahn stieß jetzt vom Ufer ab und trieb den Fluß abwärts, Taras ließ ihn vorbeigleiten und folgte dann in einiger Entfernung. Nach kurzer Fahrt landete Dragomira in der angrenzenden Vorstadt, Taras beeilte sich jetzt gleichfalls das Ufer zu erreichen, band den Kahn an den nächsten Pfahl und hob seine junge Herrin an das Land.

Dragomira schritt eilig die Straße hinab. Es war hier vollkommen einsam, keine Laterne brannte, kein Mensch war zu sehen, die Häuser schienen ausgestorben. Vor jenem unheimlichen Gebäude, in dem sie damals mit Soltyk die Geister seiner Lieben beschworen hatte, machte sie Halt und klatschte dreimal in die Hände. Das Thor wurde geöffnet, aber in demselben Augenblick faßte Anitta Dragomira beim Arm.

„Was wollen Sie?“ fragte die Letztere stolz und kalt.

„Jetzt habe ich Dich endlich,“ rief Anitta, „die Larve fällt, Du hast Soltyk umgarnt und Zesim in Dein Netz gelockt, soll ich Dir sagen zu welchem Zweck?“

„Sie sind von Sinnen, wie es scheint,“ unterbrach sie Dragomira.

„Du liebst Zesim, sagst Du,“ fuhr Anitta

fort, „nein, Du liebst ihn nicht, Du verlangst nur nach seinem Blute, Tigerin, Deine Helfershelfer erwarten Dich, um ihn an das Messer zu liefern.“

„Lassen Sie mich los!“ Dragomira versuchte sich frei zu machen, aber Anitta hielt sie fest.

„Willst Du leugnen?“ rief sie laut, „Du hast Pikturmo gemordet, Du hast in Myschkow Tarajewitsch den wilden Thieren vorgeworfen, Du wirst auch Soltyf hinschlachten und Jesim, wenn ich Dich nicht hindere, denn Dein Herz verlangt nach Mord und Blut, Priesterin der Hölle, Seelenfängerin!“

Dragomira zuckte zusammen und stieß einen wilden, unartikulirten Schrei aus, den Schrei einer verwundeten Löwin, dann zog sie blitzschnell ihren Yatagan und führte einen kräftigen Stoß gegen Anitta's Brust.

Doch in demselben Augenblick warf sich Taras zwischen sie und Anitta und entwaffnete sie.

Dragomira, welche sich verloren sah, floh hinter die schützende Mauer. Die Thür wurde hinter ihr geschlossen. Sie war für den Augenblick in Sicherheit.

Auch jetzt, wo die Gefahr am größten war, verlor sie keinen Augenblick die Besinnung. Sie

versammelte in aller Eile die Leute, die im Hause waren und erteilte die nöthigen Befehle. Zuri sendete sie über die Mauer des nächsten Gartens zu Bassi, um diese zu warnen. Dschika schlich zur Hinterthür hinaus, um Jesim entgegenzugehen und ihn zu dem Muttergottesbilde an der Straße nach Chomtschin zu bestellen, während Tabisch das Pferd sattelte, das für Dragomira bereit stand.

Zuri gelangte glücklich zu der Jüdin, welche an der Straßenecke lauerte, und Beide entkamen auf Umwegen in die Schenke, dagegen wurde Jesim's Schlitten, ehe Dschika denselben erreichen konnte, von Taras zum Stehen gebracht.

„Was giebt es?“ fragte der junge Offizier ungeduldig.

„Ein Anschlag auf Ihr Leben ist entdeckt,“ erwiderte der Alte, „in jenem Hause dort erwartet Sie die Priesterin und das Opfermesser.“

„Von wem sprichst Du?“

„Von Dragomira.“

Eine schlanke weibliche Gestalt näherte sich.

„Ich bin es,“ rief eine gute, liebe Stimme, „ich habe sie entlarvt und hätte meine Liebe zu Ihnen beinahe mit dem Leben gebüßt.“

„Mit diesem Dolche wollte sie mein Fräulein

tödten," sprach Taras, indem er Besim den Dagan vorhielt.

„Taras hat den Stoß aufgefangen.“

„Dragomira! ist es denn möglich?“ murmelte Besim, „sie eine Priesterin jener schrecklichen Sekte?“

„Ja, Dragomira," gab Anitta zur Antwort, „dieser Teufel in Engelsgestalt. Sie hat Sie nur an sich gelockt, um Sie auf dem Altar ihres Gottes zu opfern. Sie glaubten sich geliebt und waren in den blutbesleckten Händen einer Seelenfängerin.“

„Mein Gott! mein Gott!" rief Besim und verbarg sein Gesicht in den Händen.

„Wir müssen fort von hier," mahnte Taras, „ihre Leute sind in der Nähe. Wer weiß, was noch geschehen kann.“ Anitta stieg rasch in den Schlitten zu Besim, und Taras auf den Bock neben den Kutscher.

„Wohin?" fragte dieser.

„Zu meinen Eltern," sagte Anitta.

„Nein, zur Polizei," rief Taras, „und so rasch, als möglich, sonst entkommt uns diese Mörderbande.“

19. Die Flucht.

„Ich führe Dich zur Stadt der Qualerfornen.“

Dante.

Als Dschika mit der Meldung zurückkam, daß Zesim mit Anitta im Schlitten davon gefahren und die Straße frei sei, schwang sich Dragomira auf das Pferd, das Tabisch vorführte, und sendete dann diesen zu Cirilla und Dschika zu Sergitsch, um dieselben zu warnen. Der Greis, der das einsame Haus bisher bewacht hatte, öffnete das Thor und schloß es wieder von außen, nachdem Dragomira herausgeritten war. Sie nahm die Richtung nach Chomtschin, während er an das Ufer des Flusses hinabeilte, wo noch immer der Kahn lag.

Dragomira sprengte durch die Vorstadt und auf der Landstraße dahin, dem Schlosse Soltyk's zu, in wilder Hast, als wären ihr die Verfolger bereits auf den Fersen. Von Zeit zu Zeit trieb

sie das feurige Ukrainerpferd noch durch lauten Zuruf oder mit der langen Kosakenpeitsche, die sie am Sattel hängen hatte, an. Um sie brauste der Wind, über ihr war der helle Sternenhimmel, vor ihr hing die volle Scheibe des Mondes als leuchtendes Ziel.

Niemand begegnete ihr, weithin war hier kein Dorf, keine Schenke, nur die breite silberne Fläche vom mondbeglänzten Nebel umwogt.

Dragomira kämpfte den letzten, entscheidenden Kampf. Sie sah sich verrathen, sie wußte, daß sie jetzt handeln mußte, daß die Zeit der List und der Täuschung vorüber war. Die Maske war auch für Zesim gefallen, wenn sie nicht den Muth hatte, jetzt Alles zu wagen, war er für sie verloren. Sie fragte sich, ob sie ihn denn wirklich liebe, und eine Stimme, die stärker war, als ihr kluger Kopf und ihr eiserner Wille, antwortete ja. Und Soltyk? was fühlte sie für ihn? Auch er war ihr nicht mehr gleichgültig, er zog sie an, fast räthselhaft. Ja, sie wußte es jetzt, Soltyk war der ihr ebenbürtige Mann, zu dem sie ihr Geist, ihre Phantasie, ihre Sinne hinzogen, aber ihr Herz sprach laut für Zesim, und vielleicht gerade deshalb, weil sie sich ihm überlegen sah, weil er ihr schwach und schwankend erschien. Sie fühlte

eine Art zärtliches Mitleid mit ihm, und die Eifersucht, der sich aufbäumende weibliche Stolz steigerte dasselbe zur Leidenschaft, zur Raserei.

Während unter den Hufen ihres Pferdes die Funken stoben, hob sie die geballte Faust zum Himmel und schwor, daß, so lange sie noch athme, Jesim keinem andern Weibe gehören dürfe. Seltsam, der Gedanke an den Tod, mit dem sie sonst so vertraut war, erschreckte sie in diesem Augenblick, ein Schauer erfaßte sie, ein tiefes Bangen. Sie hatte noch nie geliebt, sie war noch nie geliebt worden, alle jene süßen Träume, welche ein junges Mädchen umgaukeln, waren ihr bisher fremd geblieben, eine fieberhafte Sehnsucht faßte sie mit einem Male, sie wollte nicht sterben ohne Liebesglück. Noch war sie sich ihrer Macht bewußt, wenn sie ihm entgegentrat und ihm Alles gestand, konnte er kalt bleiben? konnte er widerstehen? nein. Sie wollte, sie mußte ihn erobern, sie wollte sein Weib werden, mit ihm sündigen und mit ihm sterben. Aber vorerst mußte sie den Grafen an das Messer liefern.

Sobald sie ihre Mission erfüllt hatte, war sie frei, und dann gehörte sie dem Geliebten, und wer wollte ihr Jesim entreißen, wenn sie ihn einmal in ihren Armen hielt?

Es war Nacht, als sie in Chomtschin ankam. Der Graf war in seinem Kabinet. Sie vermied es für's erste ihm zu begegnen, vor Allem unterrichtete sie ihre Mutter von dem, was geschehen war, von der Gefahr, in der sie sich Alle befanden, dann traf sie die nöthigen Anstalten.

Sie mußte für die nächste Zeit ihre Verfolger irre machen und hatte bald das richtige Mittel gefunden. Sie setzte sich, so wie sie war, an den Sekretär und schrieb einen Brief an Zesim, bestimmt, in die Hände ihrer Feinde zu fallen, einen Brief, in dem sie Alles that, um Zesim auf ihre Absichten vorzubereiten und ihn und alle Anderen über ihren Aufenthalt zu täuschen. Mit diesem Briefe sendete sie sofort einen reitenden Boten nach der Stadt und war eben im Begriff, Soltyf aufzusuchen, als Henryka mit Karow eintrat.

Beide waren in Bauerkleidern, bleich, erregt und abgeheßt. Henryka sank stumm auf einen Stuhl, während Karow Dragomira mit raschen Worten mittheilte, daß Alles entdeckt, die Polizei in Bewegung und auf ihrer Spur sei.

„Ich weiß es,“ erwiderte Dragomira ruhig, „Ihre Warnung würde uns zu dieser Stunde wenig nützen, Gott hat mich beschützt und es mir möglich gemacht, noch zu rechter Zeit Alle zu be-

nachrichtigen und zu retten. Ich glaube nicht, daß in diesem Augenblick noch Einer der Unsern in Gefahr ist.“

Karow blickte voll Bewunderung auf das muthige, siegesgewisse Mädchen. „Wer bürgt Ihnen jedoch dafür,“ sprach er, „daß Sie selbst hier sicher sind. Denken Sie vor Allem an Ihre eigene Rettung. Wir Alle zusammen sind nicht so viel werth als Sie allein.“

„Ich weiß, daß ich keine Zeit zu verlieren habe,“ sagte sie leise, „aber ich verlasse dieses Schloß nicht, ehe ich meine Aufgabe nicht erfüllt habe. Ich will den Grafen noch in dieser Nacht als meinen Gefangenen mit mir fortführen.“

„Befehlen Sie über mich,“ gab Karow zur Antwort, indem er sich ehrerbietig vor ihr verneigte, „ich stelle mich vollkommen zu Ihrer Verfügung.“

„Auch ich,“ sprach Henryka, „was soll geschehen? welche Rolle hast Du mir zgedacht?“

„Hier kann nur ich allein eingreifen,“ versetzte Dragomira, „ich will auf der Stelle zu ihm, bleibt in der Nähe, für den Fall, daß ich Euch brauchen sollte.“

Als Dragomira in das Kabinet des Grafen trat, stand er am Fenster und starrte in die

finstere Nacht hinaus. Der dicke persische Teppich verschlang ihre Schritte, er hörte sie nicht und sah sie erst, als sie die Hand auf seine Schulter legte und er sich überrascht zu ihr wendete. „Sie sind es?“ stammelte er und preßte ihre Hand an die Lippen, „so spät? ich habe Sie nicht mehr erwartet.“

„Es ist eine ernste Stunde, die mich zu Ihnen führt,“ erwiderte Dragomira, „ich bin gekommen, um Abschied von Ihnen zu nehmen, vielleicht für immer.“

„Abschied, und für immer?“ rief Soltyk, „nein, Dragomira, haben Sie vergessen, daß uns nichts mehr trennen kann, daß ich Ihnen folge bis an das Ende der Welt.“

„Sie kennen mein Geheimniß nur zum Theil,“ sprach Dragomira und ließ sich zugleich in den Stuhl nieder, der in der Nähe des Fensters stand, „mehr darf ich Ihnen für jetzt nicht enthüllen, und so wird es mir schwer werden, Sie zu überzeugen, daß ich schon in der nächsten Stunde dieses Schloß, diese Gegend verlassen muß.“

„Ich verlange keine Beweise, keine Erklärungen,“ sagte Soltyk, „ich frage überhaupt gar nicht danach, ob Sie müssen, genug, Sie wollen, und

ich bitte Sie nur um die Erlaubniß, Sie begleiten zu dürfen.“

„Als was? Sie begreifen, daß das nicht geht.“

„Warum nicht, als Ihr Diener, als Ihr Sklave.“

„Auch das wäre unpassend.“

„Also als Ihr Gatte.“

„Gut, nehmen wir an, daß ich darauf einginge, wie wollen Sie binnen einer Stunde die nöthigen Vorbereitungen treffen?“

„Es bedarf keiner Vorbereitungen,“ erwiderte Soltyß, „sagen Sie nur, daß Sie endlich das grausame Spiel, das Sie mit mir treiben, aufgeben, daß Sie meine heißesten Wünsche erfüllen, daß Sie mich zum Gatten machen wollen, und der Schloßkaplan wird uns auf der Stelle trauen.“

„Ich bin bereit,“ sprach Dragomira, indem sie dem Grafen fest und ruhig in das Auge blickte.

„Scherzen Sie nicht, ich beschwöre Sie.“

„Ich scherze nicht,“ fuhr Dragomira fort, „ich will im Gegentheil, daß Sie sofort die nöthigen Befehle ertheilen. Ich will in einer Viertelstunde Gräfin Soltyß sein und dann sofort vom Altar hinab in den Schlitten steigen und mit Ihnen fortfahren.“

„Dragomira! ich kann es nicht fassen!“ rief

der Graf, indem er sich vor ihr niederwarf, „Sie — Sie sind mein und für immer.“

„Kein Wort mehr, beeilen Sie sich, rasch den Kaplan,“ befahl Dragomira, den Grafen abwehrend, „stehen Sie auf, gehorchen Sie.“

Soltyf zog die Glocke und ertheilte seinem vertrauten Kammerdiener, der rasch herbeikam, die entsprechenden Weisungen, dann kehrte er zu Dragomira's Füßen zurück, die jetzt gnädig zu ihm herablächelte.

„Es ist doch schön, so geliebt zu werden,“ murmelte sie, „besonders wenn man selbst den Kopf hübsch kühl dabei behält.“

„Sie lieben mich also nicht?“

„Nein — und doch, ich empfinde etwas für Sie, was ich noch für keinen Mann empfunden habe.“ Sie strich ihm mit der Hand durch das Haar.

„Auch nicht für Besim?“

„Auch nicht für hn.“

„Wirklich?“

„Wirklich.“ Sie sah ihn an, lange und seltsam, und dann — plötzlich — schlang sie die vollen Arme um ihn und riß ihn an sich, um ihn zu küssen, nicht wie ein Weib küßt, sondern wie eine Tigerin.

„Du liebst mich nicht?“ flüsterte der Graf, „wenn das Haß ist, dann macht Dein Haß glücklicher als anderer Frauen Liebe.“

„Was weiß ich,“ erwiderte sie, „vielleicht lieb' ich Dich? Liebt denn ein Weib wie das andere? Vielleicht ist dies meine Art zu lieben, diese Sehnsucht, Dich in meinen Armen zu tödten, diese Wuth, Dich mit Küßen zu ersticken. Aber Du, empfindest Du nicht Furcht vor meiner Liebe? zitterst Du nicht vor den flammenden Wogen, die Dich zu verschlingen drohen?“

„Ich fürchte nichts,“ sprach Soltyk, „auch Dich nicht, nimm mein Blut, wenn es Dir Vergnügen macht.“

„Ich werde Dich daran erinnern.“

„Wie Du willst.“ Er preßte sie an seine Brust und küßte sie wieder und immer wieder, bis der alte Kammerdiener eintrat und meldete, daß Alles bereit sei.

„Auch die Schlitten?“ fragte Dragomira.

„Es fällt neuer Schnee,“ erwiderte der alte Diener, „und ein grimmiger Wind bläst über die Heide, ich habe zwei verdeckte Schlitten hervorgeholt und vor jeden ein halbes Duzend Pferde spannen lassen.“

„Du hast recht gethan.“

Dragomira nahm den Arm des Grafen und schritt mit ihm in den Saal hinaus, wo Henryka und Karow sie erwarteten. Während Soltys sich hierauf zu Frau Malutin begab, um sie auf das bevorstehende Ereigniß vorzubereiten, wechselte Dragomira leise einige Worte mit Karow und zog sich dann mit Henryka in ein Fenster zurück, um ihr jene Befehle zu ertheilen, welche die Sachlage nöthig machte. Henryka stieg dann rasch in den Schloßhof hinab, schwang sich auf das Pferd, das sie nach Chomtschin gebracht hatte, und eilte voraus nach Dkozyn, um dort die erforderlichen Anstalten zu treffen.

Soltys kehrte mit Frau Malutin am Arme zurück und lud Karow ein, Dragomira zu führen. Der Kastellan, ein alter, verarmter Edelmann, folgte, er und Karow sollten als Zeugen dienen. In der kleinen, hell erleuchteten Schloßkapelle erwartete der Kaplan das seltsame Paar. In wenigen Minuten war die kirchliche Ceremonie beendet, waren die Ringe gewechselt, der Graf und Dragomira durch die Stola des Priesters für immer, unauflöslich vereint. Noch ein kurzes Gebet, dann verließ Dragomira, als Gräfin Soltys, an dem Arm ihres Gemahls die Kapelle.

Das junge, stolze Paar kehrte noch einmal in das Kabinet des Grafen zurück.

„Jetzt bist Du mein, Dragomira,“ rief Soltyk und schlang den Arm um den schlanken Leib seiner schönen Frau, „mein für immer.“ Sie erwiderte nichts, sie küßte ihn und sah ihn an, dann befahl sie ihm, sich an den Schreibtisch zu setzen und zu schreiben, was sie ihm diktiren würde. Es war ein Brief an den Jesuiten, den sie für nothwendig hielt, um sich vor weiterer Verfolgung zu sichern. Der Graf theilte ihm mit, daß er sich mit Dragomira vermählt habe und mit ihr nach Moskau abgereist sei. Von dort habe er die Absicht, mit ihr in das Ausland zu gehen. Am Schlusse bat er seinen Erzieher, zu schweigen, ihn nicht zu verrathen und das Gerücht auszustreuen, Dragomira wäre nach der Moldau geflohen.

Nachdem der Brief durch den Reitknecht des Grafen nach Kiew gesandt worden war, stiegen sie die Treppe hinab. Karow folgte mit Frau Malutin.

Zwei verdeckte Schlitten erwarteten sie im Schloßhof. In den ersten stieg Frau Malutin mit Karow, welcher auf dem Kutschbock Platz nahm und selbst die Pferde lenkte. Tabisch

führte den zweiten Schlitten, in den Soltzf seine junge Frau gehoben hatte; so waren sie vor Entdeckung sicher. Niemand im Schlosse sollte wissen, welche Richtung sie genommen. Sie schlugen scheinbar die Straße nach Kiew ein, bogen dann aber nach Süden ab und nahmen den Weg über Kasinka Mala nach Dkoczyn.

Der Schlitten, in dem Soltzf und Dragomira saßen, erinnerte an eine jener venetianischen Gondeln mit geschlossenem schwarzen Häuschen, in denen die liebenden Paare der Lagunenstadt sich mit Vorliebe zwischen Himmel und Wasser ein Stelldichein gaben, und er schwamm auch gleich einer Gondel flüchtig durch das weiße Meer von Schnee, das die Heide bedeckte. Der ganze Raum, in dem das junge Paar auf schwellenden Kissen ruhte, war mit prächtigen Raubthierfellen gefüllt, während schwere Teppiche eine Art Zelt um sie bildeten und Frost und Schnee abhielten.

Einige Zeit blieben Beide stumm, dann suchte Soltzf's Hand die seiner Frau und fand sie warm und bereit, den Druck der seinen zärtlich zurückzugeben, unter dem Bärenfell, mit dem er Dragomira bedeckt hatte.

„Bist Du glücklich?“ fragte sie.

„Namenlos.“

„Ich werde Dich noch glücklicher machen,“
flüsterte sie, lehnte das schöne Haupt an seine
Schulter und bot ihm lachend den rothen Mund
dar. Er zog sie an sich, und sie begannen sich
zu küssen. Kein Wort mehr kam über ihre Lippen,
sie gaben sich ganz dieser einen großen Empfindung
hin, welche um sie wogte wie Licht und Feuer
und jede Fiber an ihnen erzittern machte.
Draußen im geisterhaften Mondlicht flatterten
und krächzten die Raben, die Boten des Todes,
sie hörten sie nicht, vor ihnen lag das Leben,
die Freude, das Glück.

20. Liebestraum.

„Lass' denn die Kniee beugen mich vor dir,
Den Saum des Kleides küssen. —“

Graf Krasinski.

Als die Schlitten im Hofe des alten Schlosses von Dkozyn hielten und der Graf Dragomira auf seinen Armen aus der warmen Wolke von Teppichen und Fellen, die sie umhüllte, herausgehoben hatte, blickte er verwundert um sich. „Wo sind wir?“ fragte er, „ist dies ein Besizthum Deiner Mutter?“

„Ja,“ erwiderte Dragomira, „in Bojary ist unser Edelsiz, dort haben wir immer gewohnt. Dies ist ein halbverfallenes Felsenschloß, in dem einst Räuber hausten und das seit langer Zeit von Niemand bewohnt war. Hier sucht uns Niemand, hier wollen wir glücklich sein.“ Sie nahm seinen Arm und trat mit ihm in den hellerleuchteten gewölbten Gang, an dessen Wänden

Bildnisse von Kirchenfürsten, Magnaten und vornehmen Damen vergangener Jahrhunderte hingen. Hier kam ihr Henryka entgegen, noch immer in Bauertracht, nahm sie beiseite und flüsterte ihr einige Worte zu. Dragomira nickte zustimmend und wendete sich dann zu dem Grafen. „Ich habe noch einige Befehle zu ertheilen,“ sagte sie, liebenswürdig lächelnd, „Du mußt also noch ein wenig Geduld haben. Dann gehöre ich Dir. Folge Henryka, welche Dich führen und Dir bis dahin Gesellschaft leisten wird.“

Soltys verabschiedete sich von Frau Malutin, der er ehrerbietig die Hand küßte und stieg dann, von Henryka geleitet, die breiten Treppen zum ersten Stockwerk empor. Sie gingen hierauf durch einen mit Teppichen belegten und mit Gemälden geschmückten langen Korridor. Am Ende desselben öffnete Henryka eine Thür und schritt voran in ein weites, zugleich reich und alterthümlich eingerichtetes Gemach. Vor dem Kamin, in dem ein helles Feuer brannte und auf dessen Sims ein Armleuchter stand, der den ganzen Raum erhellte, nahm sie in einem kleinen Lehnstuhl Platz und betrachtete, die Füße auf dem Bärenfell ausgestreckt, den Grafen, der erregt auf und ab schritt, mit einer Art grausamer Neugier.

„Die Liebe macht Sie ungalant, wie es scheint,“
warf sie endlich, die Oberlippe spöttisch empor-
ziehend, hin und zeigte dabei ihre kleinen weißen
Zähne.

„Vergeben Sie, Henryka,“ gab Soltys zur
Antwort, „ich bin wie im Fieber.“

„Ich sehe es, Sie können es nicht erwarten,
Dragomira's Fuß auf Ihrem stolzen Nacken zu
fühlen.“

„So ist es.“

„Wird Sie das so glücklich machen?“

„Wenn Sie einmal lieben werden, Henryka,
werden Sie mich verstehen.“

„O! ich bin schon ein wenig verliebt.“

„Wirklich?“

„Ja, und zwar in Sie.“

„Sie scherzen, Henryka.“

„Ich scherze nicht, ich habe Dragomira sogar
in allem Ernste gebeten, Sie mir zu überlassen,
aber sie wollte nicht. Einen solchen Fang macht
sogar sie nicht alle Tage.“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Sie werden mich bald genug verstehen.“

„Was haben Sie, Henryka, Sie sind so
falsch.“

„Genießen Sie Ihr Glück,“ erwiderte sie,

„und fragen Sie nicht, berauschen Sie sich, schwelgen Sie. Es wird die Stunde kommen, wo Sie auch mir gehören werden, mir so gut wie ihr. O, wie freue ich mich auf diese Stunde, wo Sie zu meinen Füßen beben werden und ich kein Erbarmen mit Ihnen haben werde!“

„Sie halten mich noch immer für leichtfertig und treulos.“

„Nein, so ist es nicht gemeint.“

„Wie also?“

„Das werden Sie erfahren, wenn es an der Zeit ist.“

„Sie geben mir Räthsel auf.“

„Ich spiele mit Ihnen wie die Kage mit der Maus, voila tout.“

„Sie sind ein Kind.“

Henryka lachte auf. „Wie wenig Sie mich kennen! Könnten Sie in meiner Seele lesen, Sie würden staunen und vielleicht erschrecken.“ —

Indeß war Dragomira in das Zimmer im Erdgeschoß getreten, in welchem Apostol sie erwartete. Staunend blickte dieser sie an. Wie sie jetzt vor ihm stand, den weißen Schleier um das Haupt, von dem langen blutrothen Zobelpelz bis zu den Fersen eingehüllt, das Haupt stolz erhoben, die großen glühenden Augen auf ihn ge-

heftet, war sie nicht mehr die demüthige Schülerin, die bebende Büsserin, die ihm sonst genah, sondern das schöne, herrische, seiner Macht bewußte Weib.

„Du warst in einer schwierigen, gefährlichen Lage,“ begann er, „flug und muthig wie immer, wir haben es Dir allein zu danken, daß Alle von den Unseren, die in Kiew waren, sich rechtzeitig retten konnten. Gottes Lohn ist Dir gewiß.“

„Du mußt aber auf der Stelle Andere nach Kiew senden,“ erwiderte Dragomira gelassen, „entschlossene, verlässliche Menschen. Wir müssen wissen, was dort geschieht.“

„Noch ist Sergitsch in der Stadt.“

„Das ist nicht genug,“ fuhr Dragomira fort, „es muß sofort ein neues Netz um Jesim und Anitta gesponnen werden, sie dürfen uns nicht entkommen.“

„Ich werde dafür sorgen.“ Apostol blickte zur Erde nieder und schwieg, nach einer Weile erhob er die blauen Augen wieder forschend zu Dragomira und lächelte.

„Du hast Dich mit Soltys vermählt.“

„Ja.“

„Um ihn mir um so leichter mit gebundenen Händen überliefern zu können.“

„Ja, aber nicht auf der Stelle.“

„Warum nicht?“

„Weil ich ihn liebe,“ gab Dragomira stolz zur Antwort, „er gehört mir, Niemand kann mir ihn streitig machen, denn er ist mein Gatte. Fürchte nicht, daß ich schwach werde und ihn zu retten suche, fürchte nicht, daß ich ihn Dir lange vor-enthalten werde, Du sollst ihn haben und zwar bald, aber nicht früher, als bis ich selbst es will.“

„Du willst hier in Dkozyn mit ihm bleiben?“

„Ja.“

„Dann handle, wie Du es für gut findest.“

„Ich danke Dir,“ sprach Dragomira weicher, „gönne mir diesen kurzen Traum des Glücks, es geht ohnehin mit uns zu Ende, mir sagt es mein Herz. Wir selbst werden die lange Reihe der Opfer beschließen. Ehe aber der Tag kommt, wo wir sterbend Gott preisen, wollen wir uns nicht ergeben. Wenn ich Soltyk geopfert habe, dann will ich Dir auch Jesim liefern, Du aber wirst mir Anitta in die Hände geben. Ich selbst will die Verrätherin bestrafen. Versprich mir dies.“

„Hier meine Hand,“ entgegnete Apostol, „ich sende einen Mann nach Kiew, der erprobt ist, er wird uns dieses Täubchen einfangen, und dann

magst Du mit ihm verfahren wie es Dir beliebt.“

„O, das wird mir wohl thun!“ rief Dragomira mit leuchtenden Augen, „sie soll erst meine Sklavin sein, sich unter meinem Fuße, meiner Geißel winden und dann, wenn sie sich mir vollkommen ergeben hat, will ich Qualen für sie ersinnen, die den Witz der Teufel beschämen sollen.“

„Ich werde auf der Stelle Alles verfügen, was nöthig ist,“ schloß Apostol das Gespräch, „und dann nach Myschkow gehen. Der Himmel segne Dich.“ —

Ein leiser Glockenton rief jetzt Henryka aus dem Zimmer. Soltys blieb einige Zeit allein. Dann kam sie zurück und führte ihn in einen kleinen, angenehm erwärmten und hell erleuchteten Saal, in dem ein Tisch für zwei Personen gedeckt war. „Dragomira wird sogleich hier sein,“ sagte sie, und verschwand hinter dem Thürvorhang. Fast zu gleicher Zeit trat die junge, schöne Frau aus dem Nebenzimmer, lächelnd und zufrieden bot sie ihrem Gatten die Hand, die er galant küßte, und lud ihn dann ein, ihr gegenüber Platz zu nehmen. „Ich habe jede Bedienung verbannt,“ sagte sie, „damit nichts unsere Heiterkeit stört, Du wirst also mein Diener sein.“

„Von Herzen gern.“ Der Graf reichte ihr die Schüsseln und schenkte die Gläser voll. Jeder ihrer Winke fand an ihm einen gehorsamen Sklaven. Sie aßen und tranken und plauderten in bester Laune, ungezwungen und liebenswürdig wie nur je ein zärtliches Pärchen. Eine unsichtbare Musik begleitete das Mahl mit sanften, freundlichen Weisen.

Plötzlich erhob Dragomira das Glas mit dem goldigen Wein, um ihrem Gatten zuzutrinken.

„Auf die Zukunft!“ rief dieser.

Sie zog einen Augenblick unmerklich die Brauen zusammen. „Nein, auf die Gegenwart,“ sagte sie dann mit einer bacchantischen Bewegung des herrlichen Kopfes, „diese Stunde gehört uns, laß sie uns nützen und genießen, wer weiß, was uns die nächste bringt.“

Die Gläser klangen zusammen, Dragomira leerte das ihre mit einem raschen Zug, und der Graf folgte ihrem Beispiel. Dann füllte er dieselben von Neuem.

„Liebst Du mich noch?“ fragte Dragomira, indem sie Soltys über den Tisch hinüber die Hand reichte. Dabei lag ihr wunderbarer Arm wie warmer Marmor vor ihm, und in ihren blauen

Augen leuchtete es wie eine himmlische Offenbarung.

„Du fragst?“

„Ich höre es so gern.“

„Ich weiß heute, daß ich noch nicht geliebt habe, Du bist die Erste, die mich vollkommen unterjocht hat.“

Noch einmal erklangen die Gläser, noch einmal trank Dragomira gierig den Feuerwein, als schlürfte sie warmes Blut, dann lehnte sie sich zurück und knetete Brotkügelchen, mit denen sie nach Soltyk warf. „Ich werde jetzt Toilette machen,“ sagte sie, „dieses Kleid beengt mich. Henryka wird Dich rufen, wenn ich soweit bin, dann wollen wir zusammen den Thee nehmen.“

Sie zog die Klingel. Sofort verstummte die Musik, und Henryka erschien auf der Schwelle. Auf einen herrischen Wink der Gräfin folgte sie derselben in das Nebenzimmer.

Einige Zeit war es stille, dann hörte Soltyk das anmuthige Rauschen weiblicher Kleider, vermischt mit leisem Lachen. Dazu sang das Feuer im Kamin, und der Schnee pochte an die Scheiben und machte sie von Zeit zu Zeit erklingen. Im Nebenzimmer küßte Henryka eben die bloßen Füße

Dragomira's und zog ihr dann die kleinen Pelz-
pantoffeln an.

Als die Toilette beendet war, betrachtete sich
Dragomira lange in dem großen Wandspiegel.

„Bin ich schön?“ fragte sie dann, „werde ich
ihm gefallen?“

„Du bist immer schön,“ erwiderte Henryka, die
vor ihr auf den Knien lag und sie anbetete wie
ein hehres Aphroditebild im Tempel, „weißt Du,
daß ich ihn beneide?“

„Warum nicht mich?“

„Weil es mehr Männer giebt wie ihn, aber
nur ein Weib wie Dich und dann, von Dir ge-
liebt zu werden, das ist ein Wunder, wie wenn
Marmor sich beleben würde.“

„Geh' jetzt, sag' ihm, daß ich ihn erwarte.“

Dragomira schritt in das nächste Zimmer, und
Henryka gab Solyk einen Wink einzutreten.

„Wo ist sie?“ fragte er, als er Henryka
allein sah.

„Dort.“ Sie wies auf den Vorhang, der den
Eingang zu dem anstoßenden Gemach verhüllte,
und schlüpfte dann hinaus, leise und elastisch wie
eine Schlange.

Solyk hob den Vorhang und blieb geblendet
stehen.

In einem mäßig großen Gemach, das durch persische Teppiche, welche Wände, Fenster, Thüren und Decke verkleideten, in eine Art türkisches Zelt verwandelt und durch ein rothe Ampel, die in der Mitte herabhing, erleuchtet war, lag unter einem prächtigen Baldachin auf großen seidenen Kissen, über die Tigerfelle gebreitet waren, Dragomira und lächelte ihn an. Sie glich jetzt in ihren türkischen Pantoffeln und ihrem goldgestickten Haremspelz, weich und träge in den königlichen Hermelin gebettet, Haar, Hals und Arme mit Goldmünzen und goldenen Reifen geschmückt, einer jungen Sultanin, die ihren Sklaven erwartet, und der Graf trat in der That bebend, mit klopfendem Herzen in dieses von rosigem Licht und schwerem Blumenduft erfüllte kleine Heiligthum, um leise auf dem Bärenfell zu Dragomira's Füßen niederzusenken. „O! wie schön Du bist!“ murmelte er.

Sie lächelte noch immer, und langsam kamen jetzt ihre herrlichen Arme aus den weiten, wie von Sonnengold umwobenen und von Schneiduft erfüllten Ärmeln hervor und zogen ihn an ihre Brust.

Wieder diese wilden, heißen Küsse, wie sie

kein Weib giebt, nur eine Tigerin, dann sank Soltyk herab und preßte die Hände an das Herz.

„Was ist Dir?“ fragte sie.

„Ich hatte die Empfindung, als ob Du Krallen an den Händen hättest und mir das Herz aus dem Leibe reißen wolltest,“ erwiderte er. Sie lachte. Er hob den schönen Kopf und sah sie lange an, dann führte er den Zipfel ihres Pelzes an die Lippen. Da richtete sie sich rasch auf, warf den Pantoffel ab und setzte ihm den bloßen Fuß auf den Nacken.

Er ließ es gern geschehen und murmelte wie im Traum:

„Du bist Gott und Welt und Freiheit meinem Sinn,
Den schönen nackten Fuß setz' auf den Hals des Sklaven,
Gebieterin! Gebieterin!“

„Von wem sind diese Verse?“

„Von Chateaubriand.“

„Auch er muß die Liebe gekannt haben,“ sprach sie, „die einzig wahre, die uns in süßem Selbstvergessen einem andern Wesen hingiebt, einem fremden Willen unterwirft, jene Liebe, die nichts nimmt, die immer nur giebt.“

Statt zu antworten nahm Soltyk den kleinen Fuß gefangen, der ihm zu entkommen suchte, und bedeckte ihn mit Küßen.

„Komm,“ sagte Dragomira, „zieh' mir den Pantoffel an, und dann wollen wir vernünftig sein.“

„Vernünftig? ich habe mein bißchen Vernunft längst an Dich verloren,“ rief Soltys lachend, „und ich bin Dir dankbar für diesen Raub, denn so lange man vernünftig ist, kann man nicht glücklich sein, ich aber halte heute das Glück in meinen Armen. Diese Stunde hat uns das Schicksal geschenkt, was frage ich danach, was die nächste bringt.“

Dragomira erschauerte leicht, es war jedoch nur ein Augenblick, im nächsten suchten ihre Lippen die des Grafen, und ihre Hände wühlten unbewußt in seinem Haar.

21. Gerettet.

„Die Schatten fliehen, der Tag bricht an.“
Puschkin.

In derselben Nacht geschahen auch in Kiew seltsame und unerwartete Dinge. Auf halbem Wege zum Polizeimeister bat Anitta plötzlich Zesim umzukehren, da sie vor dem entscheidenden Schritt, den er beabsichtigte, mit ihm zu sprechen habe.

„Wohin wollen Sie fahren?“ fragte er, „zu Ihren Eltern?“

„Nein, zu Ihnen.“

Zesim ertheilte dem Kutscher den Befehl, nach seiner Wohnung zu fahren, welche bald erreicht war, und hieß ihn vor derselben warten, dann führte er Anitta die Treppe empor. Taras, dem seine junge Herrin einen Wink gegeben hatte, folgte ihnen. Oben angekommen, warf Anitta den Lammpelz ab, den sie trug, und setzte sich

auf den nächsten Stuhl. Jetzt, in den rothen Saffianstiefeln, dem farbigen Rock und Nieder, dem weißen, gestickten Hemd, Hals und Brust mit Korallen geschmückt, die langen dicken Zöpfe mit breiten blauen Bändern geknüpft, war sie vollends das Bild rührender Einfachheit und Unschuld. Zesim stand vor ihr und betrachtete sie mit stillem Entzücken.

„Hören Sie mich an,“ begann sie sanft und treuherzig, „ich habe Ihnen Vieles abzubitten, ich bin an Allem Schuld, was geschehen ist, ich habe Sie in das Netz Dragomira's getrieben. Hätte ich mehr Muth gehabt, hätte ich meinen Eltern Troß geboten, wäre ich mit Ihnen entflohen, es wäre dieser blutdürstigen Prophetin einer wahnsinnigen Lehre niemals gelungen Sie zu umgarnen.“

„Nicht Sie sind Schuld,“ erwiderte Zesim, „ich bin es, ich allein, ich hätte Ihnen vertrauen sollen, ich hätte mich durch nichts bestimmen lassen sollen, Sie zu verlassen. Vergeben Sie mir, wenn Sie können.“

„Ich habe Ihnen nichts zu vergeben, Zesim, ich weiß nur Eines, daß ich Sie immer geliebt habe und daß ich stets nur von dem einen Gedanken befeelt war, Sie zu retten. Und ich will,

ich werde Sie retten, sobald Sie mich noch lieben, denn nur dann vermag ich es.“

Zesim kniete vor ihr nieder und bedeckte ihre Hände mit Küssen. „Noch einmal, ich war geblindet, berauscht, aber ich liebe nur Sie, vergeben Sie mir.“

„Nun denn,“ rief Anitta aus, und umschlang ihn zärtlich, „dann werde ich Sie retten, indem ich Ihnen sage, daß ich Sie liebe, daß ich Ihnen gehöre, daß ich Ihnen folgen will, wohin Sie es wünschen. Nichts soll uns mehr trennen, ich habe den Muth Alles zu tragen.“

Zesim zog sie an sich und küßte sie, dann stand er auf und ging mit großen Schritten auf und ab. „Nun lassen Sie uns vor Allem berathschlagen, was zu geschehen hat,“ sprach er.

„Vor Allem zur Polizei, gnädiger Herr,“ fiel Taras ein, „sonst entkommen uns die Mörder.“

„Nein, nein,“ rief Anitta, „wenn auch Dragomira entlarvt und, wie ich hoffe, geflohen ist, sie hat hier Genossen in der Stadt, welche ihr Werk fortsetzen werden. Man wird Sie tödten, Zesim.“

„Nicht ich bin in Gefahr, sondern Sie, Anitta,“ entgegnete der junge Offizier, „Sie haben Dragomira herausgefördert, ihr Geheimniß entdeckt, sie wird Alles aufbieten, sich an Ihnen zu rächen.“

Sie müssen fort und zwar auf der Stelle. Ich werde Sie zu meiner guten alten Amme nach Rasinka mala bringen. Dort sind Sie sicher, besonders wenn Sie die Rolle eines Bauermädchens weiter spielen und sich nicht außerhalb des Hauses sehen lassen, ehe nicht jede Gefahr vorüber ist.“

„Ich thue Alles, was Sie für gut halten,“ sagte Anitta, „aber Sie — Sie wollen hier bleiben, wo der Mord Sie bedroht? Ich werde vor Angst sterben.“

„Fürchten Sie nichts,“ antwortete Zesim, „sobald Sie in Sicherheit sind, wird Alles geschehen, um diese Mörderbande unschädlich zu machen. Sie ist überdies schon in diesem Augenblick gewarnt und eingeschüchtert und wird nicht sobald eine neue Blutthat wagen. Wollen Sie mir also folgen?“

„Ich bin bereit,“ sprach Anitta.

„Dann vorwärts,“ rief Zesim, „wir haben keine Zeit zu verlieren.“

Er half Anitta in den Lammpelez, führte sie die Treppe hinab und hob sie in den bereitstehenden Schlitten. Um jedem Verrath zuvorzukommen, verabschiedete er den Kutscher und hieß Taras seinen Platz einnehmen.

„Wohin?“ fragte dieser, mit den Augen zwinkernd.

„Jetzt zur Polizei.“

Der Schlitten setzte sich in Bewegung, doch nahm Taras nur zum Schein die Richtung nach dem Polizeigebäude, schon in der nächsten Straße machte er eine Wendung, und nun ging es im Fluge, bei fröhlichem Peitschenknall und Schellengeklingel über Chomtschin nach Kasinka mala.

Zesim und Anitta saßen Schulter an Schulter gelehnt, stumm, ohne sich zu regen, wie im Traume da. Sie hatten sich so viel zu sagen und fanden keine Worte. Er hielt ihre Hand in der seinen und fühlte ihren warmen Athem, ihre holde Nähe, das genügte, um ihn vollkommen glücklich zu machen. Es war noch Nacht, als sie in Kasinka ankamen. Das Haus, das Kachna Beskorod, der Amme Zesim's gehörte, war wie geschaffen, ein Geheimniß zu verbergen. Es lag am Eingange des Dorfes, abseits der Straße einsam in einem großen Obstgarten, den ein hoher Zaun umgab. Taras hielt vor dem Thore, übergab Zesim die Zügel und stieg über den Zaun, um so wenig Aufsehen als möglich zu machen. Ein Wolfshund sprang mit wüthendem Gebell auf ihn zu, aber es gelang ihm, denselben mit einigen

kräftigen Peitschenhieben ferne zu halten, das Haus zu erreichen und durch Pochen an das Fenster Rachna zu erwecken.

„Wer ist da?“ fragte sie.

„Dein junger Herr.“

„Wer?“

„Herr Jesim Jadedewski.“

„Wäre das möglich! So spät, ist ihm etwas zugestoßen? Ich will gleich öffnen.“

Es währte nicht lange, so trat Rachna in einem großen Schafspelz, einen brennenden Kien-spahn in der Hand, heraus. Sie war etwa fünfzig Jahre alt, aber noch frisch und rosig wie ein junges Weib, eine große, edle Gestalt mit einem schönen, imponirenden Kopfe, reichem braunen Haar und großen, leuchtenden, flugen Augen von derselben Farbe.

„Wo ist er?“ fragte sie.

„Mach' nur keinen Lärm,“ flüsterte Taras, „es handelt sich um eine ernste Sache. Herr Jadedewski hat ein Fräulein, das er liebt, und das ihm die Eltern desselben nicht zur Frau geben wollen, entführt.“

„Mein Gott!“

„Sie soll sich einige Zeit bei Dir verborgen halten, und Niemand darf erfahren, daß sie hier ist, Niemand.“

„Ich verstehe.“ Sie näherte sich dem Zaun, öffnete das Thor, und der Schlitten fuhr herein.

„Gott zum Gruß, Kachna.“

„Der Himmel segne Dich, mein Kind,“ erwiderte sie.

Zesim sprang heraus und schloß sie in seine Arme, sie aber nahm ihn ohne Weiteres beim Kopf und küßte ihn. Dann traten sie in das Haus. „Das also ist Deine Zukünftige,“ sprach die Amme, Anitta bewundernd, „Gott, wie jung noch und wie schön, ein reines Kind! Du bist wohl ganz erfroren, mein Täubchen, o! Du armes Seelchen, Dich in einer solchen Nacht aus dem warmen Nest hinauszuführen in Frost und Schnee!“ Kachna machte eilig Feuer und kochte Thee, indeß besprachen die Liebenden das Weitere. Zesim bestand darauf, daß der treue Kosak zum Schutze bei Anitta bleiben sollte, und diese fügte sich, obwohl es ihr recht bange um Zesim war, der allein nach Kiew zurückkehren wollte. Seine Entschlossenheit beruhigte sie aber endlich. Nachdem er sich mit einem Glas Thee erwärmt hatte, nahmen sie mit einem langen Kuß Abschied, dann riß sich Zesim los, sprang in den Schlitten und fuhr davon. Er kam glücklich nach Kiew zurück, weckte seinen Diener und fuhr mit ihm zu dem Hause, in welchem

Dragomira bisher gewohnt hatte. Er fand dasselbe still und dunkel und zog wiederholt die Glocke, ohne daß Jemand öffnete, ebenso vergeblich war sein Pochen und Rufen. Endlich gab er alle weiteren Versuche, die Bewohner des Hauses zu erwecken, auf und fuhr zu der rothen Schenke. Hier wiederholte sich dasselbe Schauspiel, tiefe Stille, dunkle Fenster, taube Ohren.

Sie sind offenbar Alle geflohen, dachte er und kehrte nach Hause zurück. Hier trat am Thore ein Mann in Bauerkleidern auf ihn zu und übergab ihm einen Brief.

„Wer sendet Dich?“ fragte Zesim mißtrauisch.

„Ich weiß es nicht.“

„Wer also gab Dir den Brief?“

„Eine junge, schöne Dame.“

„Gut.“

„Ich soll Antwort bringen.“

„Dann komm' mit herauf.“

Sie stiegen die Treppe empor, der Diener machte Licht, und Zesim las Dragomira's Brief. Sie schrieb mit rücksichtsloser Offenheit, sie bekannte, daß sie der Sekte der Himmelsspender angehöre und daß sie die Lehren derselben als die einzig wahren festhalte und immer festhalten werde. Da sie ein fremdes und heiliges Geheim-

niß zu bewahren gehabt habe, werde jetzt Zesim Manches in ihrem Benehmen, was ihm bisher räthselhaft und vielleicht zweideutig vorkommen mußte, in einem andern Lichte erscheinen. Ihr Glaube hindere sie jedoch nicht ihm anzugehören. Wenn sie Gelegenheit finde, ihm Alles zu erklären, werde er ihr auch Alles vergeben. Sie liebe ihn, nur ihn. Wenn er noch etwas für sie empfinde, möchte er ihr folgen. Sie erwarte ihn in den nächsten Tagen in Moskau, wo sie sich verborgen halten müßte. Das Weitere würde sie ihn wissen lassen, sobald er ihr geantwortet habe, daß er sie noch liebe und daß er kommen und mit ihr in das Ausland fliehen wolle.

Zesim schrieb Folgendes zurück:

„Alles ist entdeckt. Es ist die Pflicht eines Jeden, der noch menschlich fühlt, gegen eine Sekte, welche, von Mordlust und Blutdurst geleitet, die Gesellschaft bedroht, Partei zu nehmen. Ihre Genossen werden verfolgt. Wenn ich Sie selbst schon, geschieht es, weil ich Sie geliebt habe, und weil ich glaube, daß Sie sich der Verbrechen, die Sie verübt haben, gar nicht bewußt sind. Ich halte Ihre Theilnahme an den schrecklichen Thaten, die verübt wurden, für eine krankhafte Verirrung, Sie selbst vorläufig für keine Verbrecherin, sondern

für eine Wahnsinnige, für eine von Heuchlern und Fanatikern Verführte. Sie werden begreifen, daß ich Ihrem Rufe nicht folge. Ich werde Ihren Aufenthalt nicht verrathen, aber Sie werden auch in Moskau für die Dauer nicht sicher sein. Fliehen Sie so rasch als möglich in das Ausland, ehe Andere Ihren Spuren folgen und Sie entdecken. Bedenken Sie, was Sie dann erwartet. Zesim.“

Diesen Brief gab er dem Boten, der sich mit demselben entfernte, dann begab sich Zesim zur Polizei. Er machte dem Polizeimeister eingehende Mittheilungen über das Wesen und das Wirken der Sekte, welche in Kiew bisher im Verborgenen ihre umheimlichen Netze ausgeworfen, ihre Opfer umgarnt und an das Schlachtmesser geliefert hatte, er bezeichnete ihre Schlupfwinkel und nannte mehrere ihrer Mitglieder, verschwieg aber die Theilnahme Dragomira's an dem entsetzlichen Bunde.

Der Polizeimeister traf auf der Stelle seine Anstalten und sandte verläßliche Leute nach allen Richtungen aus. Zuerst wurde die rothe Schenke umstellt. Ein Kahn, mit Polizeisoldaten besetzt, bewachte die Wasserseite, während ein Beamter, von Agenten begleitet, an das Thor pochte. Niemand öffnete. Man ließ einen Schlosser

kommen und aufschließen. Der Hof war leer, das Haus schien ausgestorben. Als die Thür desselben geöffnet war, und die Polizei in die Schenke eindrang, zeigte es sich, daß die Bewohner in großer Eile und Verwirrung geflohen waren, Alles lag in den Stuben bunt durcheinander, und einzelne Gegenstände waren sogar über die Diele verstreut. Das Verhör mit den Nachbarn ergab, daß die Wirthin mit ihren Genossen auf einem Kahn stromaufwärts das Weite gesucht habe.

Das Haus, in welchem Dragomira dem Grafen die Geister seiner Lieben hatte erscheinen lassen, fand man gleichfalls leer.

Unterdessen hatte sich ein Beamter zu dem Kaufmann Sergitsch begeben und denselben vernommen. Sergitsch benahm sich, wie wenn ihm alle diese Dinge fremd wären, bald zeigte er ein naives Erstaunen über die Fragen, die man an ihn stellte, bald einen ungläubigen Scepticismus, wie wenn man ihm Märchen erzählen würde.

„Es ist trotzdem festgestellt,“ sagte der Beamte, „daß eine junge Dame von Zeit zu Zeit zu Ihnen kam, sich hier als Mann verkleidete und dann nach der rothen Schenke ging.“

„Weiß man das?“ erwiderte Sergitsch, „dann freilich kann ich die Dame nicht länger schonen,

Es war Fräulein Malutin, mit deren Mutter ich seit Jahren im Verkehr stehe, sie hat sich allerdings bei mir umgekleidet, wenn sie zu einem Rendezvous mit dem Grafen Soltyk ging. Ob diese Zusammenkünfte in der rothen Schenke stattfanden, weiß ich nicht.“

Der Beamte durchsuchte hierauf das ganze Haus, fand jedoch nichts Verdächtiges.

Die Aussage des Kaufmanns gab Anlaß, einen Beamten nach der Wohnung Dragomira's abzusenden. Derselbe fand das Thor gesperrt und hörte von den Nachbarn, die Herrschaft sei abgereist. Jetzt wurde auf Befehl des Polizeimeisters das Thor gewaltsam geöffnet. Die eindringenden Agenten fanden auch hier das Nest leer, und auch hier ergab die Haussuchung absolut nichts Verdächtiges.

Die Polizei war für den Augenblick rathlos, um so mehr, als sie an dem folgenden Abend zwei kräftige Beweise davon erhielt, daß die Genossen Dragomira's das Feld noch keineswegs geräumt hatten.

Als Jesim aus dem Offiziers-Kasino nach seiner Wohnung ging und eine einsame, dunkle Straße passirte, kam ihm ein geschminktes Mädchen in extravaganter Toilette entgegen, an welchem

er gleichgültig vorübergehen wollte, als sie selbst stehen blieb und um Feuer für ihre Cigarette bat. Während Jesim ihr dasselbe reichte, traf unerwartet ein kräftiger Stoß seine Brust, und eine breite Klinge blitzte vor seinen Augen. Jesim trat instinktmäßig zwei Schritte zurück und zog den Säbel, doch schon war die kecke Angreiferin um die Ecke verschwunden, und als er sie verfolgte, fand er keine Spur mehr von derselben.

Der Stoß war an seiner silbernen Cigarettenbüchse abgeprallt.

An demselben Abend wurde ein Polizeiaгент, welcher die rothe Schenke zu beobachten hatte, von zwei Männern angegriffen, welche zuerst die Rolle von Betrunknen spielten und mit Stöcken auf ihn eindrangen, dann aber, als er den Revolver zog, sich zurückzogen und ohne Erfolg mehrere Schüsse auf ihn abgaben.

Sie flohen, als er ihnen nachsetzte, hinab an den Fluß, und hier war es, als habe sie mit einem Male die Erde verschlungen.

22. Die Qualen der Verdammten.

„Laßt alle Hoffnung fahren,
die Ihr hier eingehet.“

Dante.

Ein Tag der Lust, der süßen Trunkenheit folgte dem andern, Dragomira schien in den Armen ihres Gatten die Welt, die Gefahren, die sie umdrohten, ihre Sendung, ihre schrecklichen Pflichten vollkommen vergessen zu haben.

Da erschien eines Abends Henryka. Sie kehrte von Kiew zurück, wohin sie Apostol gesandt hatte, um die Sachlage zu erforschen und ihm Bericht zu erstatten. Als sie leise an die Thür pochte, erschrak Dragomira, es klang wie eine unheimliche, ernste Mahnung in ihr Ohr, sie riß sich los, ordnete ihr Haar, das in weichen, an strömendes Sonnengold mahnenden Fluthen ihre Schultern bedeckte, und trat hinaus.

„Was bringst Du?“ fragte sie Henryka. Diese warf sich an ihre Brust und küßte sie

leidenschaftlich, dann saßen Beide beim Kamin und besprachen sich im Flüsterton.

„Ich komme aus der Stadt,“ sagte Henryka, welche Dragomira's Hand in der ihren hielt, „es steht dort schlecht, man hat bisher Keinen von den Unseren entdeckt, aber sie irren wie flüchtiges Wild auf dem flachen Lande umher, und die Polizei ist auf ihrer und, was noch schlimmer ist, auf unserer Spur. Anitta ist verschwunden, man weiß nicht wohin, und Jesim ist einer unserer erbittertsten Verfolger.“

Dragomira blickte in die rothe Gluth und schwieg.

„Fasse Dich,“ fuhr Henryka fort, „es ist Zeit zu handeln, wenn nicht Alles verloren sein soll. Die Gefahr ist groß, Du darfst nicht länger träumen und tändeln.“

Dragomira erbehte wie von einem Fieberfrost geschüttelt. „Du hast Recht,“ sagte sie dann, „wir sind nicht zur Freude geboren, sondern zur Entsagung, zum Schmerz, zur Dual. Sage Apostol, noch diese eine Nacht soll er mir schenken, am Morgen gehöre ich wieder ihm, ich werde ihm Soltyk überliefern, sobald der Tag graut.“

Die Nacht verrann unter holdem Rosen und Lachen, und als der Tag zu grauen begann, als

durch die dunkeln Vorhänge das erste fahle Frühlicht drang, erhob sich Dragomira, hüllte sich langsam in den goldgestickten Pelz, der sie bis zu den Sohlen hinab umfloß, schlang ein rothes Band um das blonde Haar, fachte die verglimmenden Kohlen im Kamin an, warf einen mächtigen Holzbloß hinein und rief dann ihren Gatten zu sich.

„Was befehlst Du?“ fragte Solyk, indem er sich auf dem Bärenfell zu den Füßen Dragomira's ausstreckte.

„Wir haben genug geträumt,“ sagte sie, „jetzt heißt es erwachen. Wir waren glücklich, aber das Glück ist nur ein flüchtiger Schatten in diesem Thal der Thränen, bereite Dich auf Schmerz und Dualen vor, mein Geliebter, sie sind unser eigentlicher Antheil an diesem Leben, durch sie, wenn wir sie freiwillig auf uns nehmen, erlangen wir die ewige Seligkeit.“

„Lehrt das die Genossenschaft, der Du angehörst?“

„Ja, dieses und noch mehr,“ fuhr Dragomira fort, „wir haben gesündigt, indem wir glücklich waren, ja wir sündigen schon, indem wir athmen, und so müssen wir unser Glück wie unser

Dasein büßen, in Entsagung, Leiden, in Martern und endlich durch den Tod.“

„Sprich nicht vom Tode,“ sagte Soltyk.

„Du ahnst nicht, mein Freund, wie nahe er Dir ist.“

„Mir? bist Du von Sinnen?“

„Mache Dich bereit,“ erwiderte Dragomira ruhig, „ich bin die Priesterin, und Du bist das Opfer. Du wirst Deine Sünden büßen, und wenn Demuth und Qual Deine Seele gereinigt haben, dann werde ich Dich Gott weihen, wie einst Abraham den Izaak.“

„Du willst mich tödten?“

„Ja, ich werde Dich opfern.“

„Träume ich?“ rief Soltyk, indem er aufsprang, „bin ich von Sinnen, oder bist Du es? Wo bin ich?“

„Du bist in meiner Hand.“

„Und Du willst mich verrathen, und an wen?“

„Du sagtest mir: Nimm mein Blut, wenn es Dir Vergnügen macht,“ gab sie zur Antwort.

„Ich nehme es jetzt, mich verlangt danach.“

„Welch' ein Scherz!“ Soltyk begann zu lachen. Dragomira sah ihn an, stand auf und drückte auf einen Knopf, der sich an der Wand befand.

„Was thust Du?“ fragte er.

„Ich rufe meine Genossen.“

„Zu welchem Zweck?“

„Weil ich sehe, daß Du Dich nicht freiwillig in Dein Schicksal ergeben wirst.“

„Du willst Gewalt brauchen?“ schrie der Graf auf, „gegen mich, den Du liebst, gegen Deinen Gatten?“

„Ja.“

„Woher plötzlich dieser Haß, diese Mordlust?“

„Nicht Haß ist es, Liebe. Weil ich Dich liebe, werde ich Deine Seele vor der ewigen Verdammniß retten.“

„Bin ich denn wehrlos?“ rief Soltyß, „noch bin ich frei, ich lasse mich nicht schlachten wie ein Lamm.“

„Du bist mein Gefangener, für Dich giebt es keine Rettung mehr.“

„Weib! Schlange! mach' mich nicht wahnsinnig!“

Der Graf drängte Dragomira in eine Ecke und faßte sie mit beiden Händen an der Kehle, er hätte sie erwürgt, trotzdem sie sich mit aller Kraft zur Wehre setzte, wenn ihn nicht unerwartet Karow von hinten gefaßt und zu Boden geworfen hätte. Im nächsten Augenblick stürzten sich zwei andere Männer auf ihn, und während

sie ihn vollends überwältigten, setzte Karow ihm das Knie auf den Nacken und band ihm rasch, mit der Geschicklichkeit eines Henkers, Hände und Füße. Als sie Soltyk dann wieder aufrichteten, warf er einen wilden Blick voll Haß auf Dragomira, welche ihn ruhig, ohne Erbarmen betrachtete.

„Wohin sollen wir ihn bringen?“ fragte Karow leise.

„Zu Apostol.“

Eben wurde der Thürvorhang zurückgeschlagen und der Priester stand auf der Schwelle.

„Hier ist das Opfer, das Du verlangt hast,“ sprach Dragomira, „nimm es hin. Meine Sendung ist erfüllt, ich erwarte Deine weiteren Befehle.“

Apostol ließ den Grafen vorerst in einen der unterirdischen Kerker bringen und dort mit Ketten beladen, in Nacht und Einsamkeit, ohne Speise und Trank bis zum nächsten Morgen liegen. Dann erschien er selbst, um den Sünder zur Reue und Buße zu ermahnen. Doch Soltyk würdigte ihn erst keiner Antwort, und als Apostol ihm immer dringender in's Gewissen redete, richtete er sich stolz auf und sprach: Durch Hinterlist, Verrath, Gewalt, bin ich in Deine Hände ge-

fallen, und Du kannst nun mit mir beginnen, was Dir beliebt, aber zur Nachgiebigkeit, zur freiwilligen Unterwerfung unter Eure blutigen Satzungen wird mich Niemand bringen. Graf Soltyk mag ein Sünder sein, doch niemals soll man ihn feig und muthlos sehen."

Nachdem der Priester seine ganze Ueberredungskunst an den Gefangenen verschwendet hatte, stieg er wieder in die Oberwelt des Tempels hinauf. „Er ist hochmüthig, wie es noch Keiner war, den wir hier hatten," sagte er zu seinen Getreuen, „wir müssen ihn erst beugen, ehe wir daran denken können, mit ihm die Buße zu beginnen."

„Laß mich seinen Trotz brechen," bat Henryka.

„Nein," gab Apostol zur Antwort, „die Gefahr wächst mit jedem Tage. Wir haben keine Zeit zu verlieren. Um über diesen Frevler zu siegen braucht es stärkerer Arme, als es die Deinen sind, Mädchen."

Auf seinen Wink stiegen Karow und Tabisch, Jeder eine Geißel in der Hand, in den Kerker hinab.

Eine Stunde später meldete Karow: „Wir haben Alles gethan, aber er ergiebt sich nicht."

Apostol runzelte die Stirne. „Das wollen wir sehen," murmelte er. Er begab sich jetzt

selbst hinab in die unterirdische Welt des ehemaligen Starostenschlosses und befahl den Grafen vorzuführen. Man brachte diesen gefesselt in ein geräumiges, gewölbtes Gemach, das durch eine von der Decke herabhängende Lampe und ein Becken mit feurigen Kohlen unheimlich erleuchtet war. Apostol saß in einem Stuhl an der Wand, seine Füße ruhten auf einem Bärenfell. Seitwärts, im Schatten, standen seine Helfershelfer, seiner Winke gewärtig.

„Willst Du noch länger trocken?“ fragte er den Grafen, der gefesselt vor ihm stand, „ich bin hier an Gottes Stelle, Dein Herr, Dein Richter. Kniee nieder und verehere Gott in seinem Priester.“

Soltyk gab keine Antwort.

„Du willst nicht?“

„Nein.“

Apostol gab ein Zeichen. Zwei Männer ergriffen Soltyk und legten ihn auf ein mit spitzen Eisen übersätes Brett, das auf großen Blöcken ruhte. Nachdem man dem zur Qual Verdamnten die Füße an ein Centnergewicht gefettet, begannen sie ihn langsam an den nach aufwärts gebundenen Händen auf dem Marterbrette auszurecken. Soltyk widerstand mit dämonischem Trotz der grausamen Pein, kein Wort, kein Laut kam über

seine Lippen. Nachdem die Folter lange genug gewährt, ließ der Priester sein Opfer für wenige Augenblicke frei.

„Dich muß man noch stärker fassen,“ rief Apostol, „der Teufel ist in Dir mächtiger, als ich es dachte.“ Er winkte Karow herbei und ertheilte ihm die nöthigen Weisungen. An der Decke war ein eiserner Ring befestigt. An diesen hing man jetzt Soltyk, mit den Armen nach aufwärts. Dann traten Dragomira und Henryka aus dem Dunkel hervor und ergriffen die glühenden Eisen, die in dem Kohlenbecken lagen.

„Zürne mir nicht,“ sprach Dragomira, indem sie Soltyk zärtlich das Haar aus der feuchten Stirne strich, „ich thue was ich muß, wir lassen Dich die Qualen der Verdammten schon hier auf Erden erleiden, hier, wo sie kurz währen, um Dich vor den ewigen Höllenmartern zu erretten. Aus Liebe muß ich Dir wehe thun, aus Liebe Deine Leiden steigern, bis wahre christliche Demuth in Dein Herz einzieht.“

Henryka gab ihm mit teuflischem Vergnügen in den sonst so sanften, schwärmerischen Augen den ersten Stoß. Jetzt züchte das Eisen in Dragomira's Hand.

Noch hielt Soltyk's Stolz der furchtbaren

Marter Stand, doch nicht lange mehr. Ein Seufzer entrang sich der Brust des unmenschlich Gequälten, dann ein Stöhnen und endlich ein lauter Schrei.

Die Peinigerinnen hielten inne.

„Willst Du Dich demüthigen, Reue und Leid erwecken und mir Deine Sünden beichten?“ fragte Apostol ruhig.

„Nein.“

Der Priester winkte, und von Neuem begannen die beiden Mädchen die grauenhafte Arbeit.

Wieder ein lauter, entsetzlicher Schrei. „Erharmen!“ flehte der Gequälte.

„Wirst Du Dich ergeben?“

„Ja.“

„Bist Du zur Demuth bereit?“

„Ja.“

Apostol befahl ihn loszubinden. Als Solthf jetzt vor ihm stand, den Blick zur Erde gesenkt, die Hände auf dem Rücken gebunden, war er nur noch ein Schatten des stolzen Mannes, den einst Kiew bewundert hatte.

„Die Buße, die wir mit Gewalt erzwingen,“ fuhr Apostol fort, „hat nicht jenen Werth wie die freiwillige Unterwerfung unter die Gebote Gottes. Bedenke dies wohl. Für Dich scheint mir die

Demuth eine ungleich größere Buße als jede noch so fürchterliche Qual. Ich will sehen, ob Du Deinen Hochmuth so weit bezwingen kannst, Dich aus freiem Willen vor mir zu erniedrigen, kannst Du es freudig und begeistert, dann um so besser für Dich und das Heil Deiner Seele.“

Man nahm Soltyk die Fesseln ab.

„Hierher,“ befahl jetzt Apostol, in seinem langen, dunkeln Pelz wie ein asiatischer Despot thronend, mit kalter Majestät, „ich bin an Gottes Stelle, und Du sollst vor mir im Staube liegen, armer, sündiger Mensch.“

Soltyk zögerte einen Augenblick, dann warf er sich vor dem Priester auf die Kniee nieder.

„Näher, mein Sohn,“ fuhr Apostol fort, „lege Dich zu meinen Füßen, das Antlitz zur Erde, damit ich Dir den stolzen Nacken beugen kann.“

Soltyk that wie ihm geheißen war.

„Ich bin Dein Herr,“ sprach der Priester und setzte seinen Fuß auf den Nacken des Grafen, „und Du bist mein Sklave.“

In dem Augenblick, wo der Fuß des Priesters ihn berührte, erwachte noch einmal Soltyk's männlicher Stolz, er sprang auf und stürzte wüthend auf den Priester los, doch dieser, der jederzeit auf ähnliche Angriffe gefaßt war, schlug ihn mit

dem Knopf der Geißel, die er neben sich verborgen hatte, in das Gesicht, so daß er zurücktaumelte, und zugleich ergriffen ihn die Männer und fesselten ihn von Neuem.

„Noch immer nicht bekehrt!“ rief Apostol, „laßt ihn also nochmals die glühenden Eisen kosten.“

Von Neuem begann die Marter, doch diesmal war Soltyk bald besiegt.

Er stöhnte, er schrie, er flehte um Erbarmen, und als man ein Ende machte und ihn losband, fiel er wie leblos zur Erde. Man ließ ihn einige Zeit liegen. Karow entfernte sich auf Apostol's Befehl mit den Männern, nur die beiden Mädchen blieben bei dem Priester und seinem Opfer zurück.

Als der Graf wieder ganz zu sich kam, richteten ihn Dragomira und Henryka auf, banden ihn los und führten ihn zu dem Sitz des Priesters.

„Höre mich,“ sprach dieser, „meine Geduld ist jetzt zu Ende. Sobald Du noch das geringste Zeichen von Widerstand oder Ungehorsam giebst, werde ich Qualen über Dich verhängen, welche jene, die Du bisher erduldet, weit übertreffen werden. Auf die Knie!

Soltyk sank stumm zu seinen Füßen nieder.

„Du hast mich, den Stellvertreter Gottes, Deinen Priester, Deinen Richter, Deinen Herrn bedroht, elender Sklave,“ murmelte Apostol, „dafür sollst Du gezüchtigt werden wie ein Hund.“ Er schlug ihn in's Gesicht.

„Hier küße die Hand, die Dich straft.“

Soltyf küßte seine Hand.

„Wirf Dich vor mir nieder.“

Der Graf gehorchte, und Apostol begann ihn mit Füßen zu treten wie ein erzürnter Sultan seinen ungehorsamen Sklaven, wie der Herr seinen Hund, und als er ihm dann befahl den Fuß zu küssen, der ihn getreten hatte, da preßte Soltyf in hündischer Demuth die Lippen auf den Fuß des Priesters, der ihn jetzt vollständig unterworfen hatte.

Dragomira erbehte leise, als sie den Mann, mit dem sie noch vor Kurzem den süßesten Traum des Glückes geträumt hatte, in dieser Weise erniedrigt und mißhandelt sah, aber nicht weil Mitleid sie bewegte, sondern weil durch alle ihre Nerven eine räthselhafte Empfindung zuckte, halb Wonne und halb Schauer, und dieses Gefühl war so übermenschlich, daß sie, als man Soltyf wieder in den Kerker gebracht hatte, sich selbst vor Apostol niederwarf, um seinen Fuß zu küssen.

23. Die letzte Karte.

„Die Rachegötter schaffen im Stillen.“
Schiller.

Jesim war eben vom Exerzierplatz heimgekehrt, als Pater Gliniski bei ihm eintrat. Mit dem einst so eleganten, liebenswürdigen, weltmännischen Jesuiten war in den letzten Tagen eine große Veränderung vorgegangen. Er schien um mehrere Jahre gealtert, sein verstörtes Gesicht war tief gefurcht und farblos, sein sonst so sorgfältig geordnetes Haar hing wirr in die Stirne, seine stets lächelnden Augen blickten unstät und tief bekümmert. Sein Anzug zeigte eine gewisse Verwahrlosung, offenbar war er mehrere Tage und Nächte nicht aus den Kleidern gekommen. Erschöpft setzte er sich auf den nächsten Stuhl und blickte den jungen Offizier traurig und rathlos an.

„Was giebt mir die Ehre?“ sagte dieser endlich.

„Wissen Sie nicht, was geschehen ist?“ erwiderte Glinzki.

„In welcher Richtung? In diesen Tagen jagt ein Ereigniß das andere.“

„Ich war diesem Treiben, diesen Verbrechen schon lange auf der Spur,“ sprach der Jesuit, „aber im entscheidenden Augenblick war ich schwach und verblendet, ich ließ mich irre führen. Nie werde ich mir dies vergeben. O! mein armer Graf!“

„Was ist geschehen? ist Soltyk ein Unglück zugestoßen?“

„Ich fürchte es,“ erwiderte Glinzki, „das Verhängniß ist so plötzlich hereingebrochen, daß ich alle Fassung verloren habe. Dragomira ist ein Mitglied jener furchtbaren Sekte, welche Gott durch blutige Menschenopfer zu versöhnen sucht, eine Seelenfängerin, eine jener verführten Verführerinnen, welche die Opfer in das Netz lockt, um sie dann an das Messer der Priester zu liefern. Sie hat Soltyk umgarnt, seine Liebe gewonnen, ihn durch Leidenschaft berauscht und sich schließlich heimlich und in aller Eile mit ihm vermählt. Dann sind sie zusammen nach Moskau entflohen,

und von dort wollen sie sich in das Ausland retten. So schreibt der Graf.“

„Dasselbe theilte mir Dragomira mit,“ gab Zesim zur Antwort.

„Und Sie glauben daran?“

„Bis jetzt hatte ich keine Ursache daran zu zweifeln.“

Der Jesuit schüttelte den Kopf. „Man hat uns dies geschrieben, um uns zu täuschen. Wären sie nach Moskau und in das Ausland gegangen, sie hätten uns ganz andere Dinge mitgetheilt. Nein, ich fürchte, ja ich bin gewiß, daß Dragomira den Grafen in irgend einen geheimen Schlupfwinkel dieser Mordbande entführt hat, und daß man ihm dort unter entsetzlichen Qualen den Tod giebt.“ Der alte Mann begann zu weinen.

„Ich glaube, Sie sehen allzu düster,“ sagte Zesim, um ihn zu trösten.

„O! mir sagt es das Herz,“ rief Glinzki aus, „er ist verloren, Niemand vermag ihn mehr zu retten.“

Zesim ging aufgeregt auf und ab und blieb dann vor Glinzki stehen. „Ich muß Ihnen gestehen,“ sagte er, „daß ich Dragomira retten möchte, denn ich habe sie geliebt. Wenn Sie mir versprechen

wollen, dieselbe zu schonen, könnte ich Sie vielleicht auf die wahre Fährte führen.“

„Mein Wort, meinen Schwur,“ rief Glinzki, „daß ich nichts gegen Ihren Willen unternehmen werde. Sprechen Sie also, was wissen Sie?“

„Ich habe Dragomira einmal nach Myschkow begleitet, wo sie in dem ehemaligen Edelhof mit einem Priester ihrer Sekte eine Unterredung hatte. Vielleicht ist dort ein Schlupfwinkel der Himmelspender, vielleicht hat man Soltyß dahin gebracht.“

„Sehr möglich,“ sagte der Jesuit erregt, „in Myschkow wurde Tarajewitsch und in der Nähe Pikturmo ermordet.“

„Dann habe ich begründeten Verdacht,“ fuhr Zesim fort, „daß auf dem Gute der Frau Malutin in Bojary und daß in dem in der Nähe gelegenen Schlosse von Dkozym diese Sekte ihr unheimliches Wesen treibt.“

„Wie sollen wir aber dort einschreiten ohne Dragomira zu verderben?“ fragte Glinzki rathlos.

Zesim blieb einige Zeit stumm, er kämpfte einen schweren Kampf, endlich gab er Glinzki die Hand und sprach: „Ich kann es nicht verantworten, der Rücksicht auf Dragomira ein Menschenleben zu opfern. Ich habe ihr geantwortet, habe sie gewarnt und ihr den Rath gegeben zu fliehen.“

Wenn sie hier geblieben ist, kann ich mir keinen Vorwurf machen. Sie länger schonen, hieße zum Mitschuldigen ihrer Verbrechen werden. Kommen Sie, wir wollen zur Polizei und auf der Stelle Alles veranlassen, was den Grafen aus den Händen dieser Wahnsinnigen befreien kann.“

„Ich danke Ihnen,“ antwortete Glinzki, „ich athme auf. Endlich ein Strahl von Hoffnung. Ich bin bereit. Brechen wir auf.“

Die beiden Männer stiegen rasch die Treppe hinab, riefen einen vorüberfahrenden Kutscher an, sprangen in den Schlitten und fuhren zur Polizei, wo sie von dem Polizeimeister auf der Stelle empfangen wurden. Zesim theilte demselben Alles, was er wußte, in fliegender Eile mit, und sofort wurden die umfassendsten Anstalten getroffen. Da man auf Widerstand gefaßt sein mußte, wurden alle verfügbaren Kräfte aufgeboten, und ein Jeder bewaffnete sich auf das Beste. Ehe eine Viertelstunde um war, setzten sich drei verschiedene Expeditionen in Bewegung, die eine nach Myschkow, die zweite nach Bojary, die dritte nach Dkozym.

Doch zu gleicher Zeit flogen reitende Boten, von Sergitsch gesendet, nach denselben Richtungen aus, um die Brüder und Schwestern des blutigen

Bundes von der drohenden Gefahr zu benachrichtigen.

Der Jesuit und Zesim hatten sich dem Beamten angeschlossen, der mit einem halben Duzend Agenten und ebensoviel Polizeisoldaten nach Myschkow eilte. Sie kamen hier Mittags an, umstellten den ehemaligen Edelhof und begehrten dann Einlaß. Lange Zeit meldete sich Niemand, endlich, auf wiederholtes Pochen, erschien eine alte, häurisch gekleidete Frau und öffnete. Man fragte, ob Jemand im Hause sei. „Niemand,“ betheuerte das Mütterchen, „Niemand, das Haus gehört einer frommen Bruderschaft.“

„Wir kennen diese Mordbande,“ rief der Jesuit.

Die Alte bekreuzte sich. „Gute, wohlthätige Leute,“ rief sie „Freunde der Unglücklichen sind es, welche Kranke pflegen, Hungrige speisen.“

„Deffne das Haus,“ befahl der Beamte.

Die Alte schloß die Thür auf. Der Beamte, Glinzki, Zesim und drei Agenten drangen ein, mit dem Revolver in der Hand. Man durchsuchte alle Räume und fand nichts Verdächtiges. Die Polizei stand rathlos da.

„Es muß noch unterirdische Räume geben,“ sagte der Jesuit leise zu dem Beamten, dieser

nahm wieder die Alte in's Verhör. „Ich weiß nichts,“ schwor diese, „ein Keller ist da, sonst nichts.“

Der Beamte stieg mit Zesim und einem der Agenten in den Keller hinab, während der Jesuit mit den beiden Anderen die Fußböden zu untersuchen begann, die Felle und Teppiche entfernte und so endlich auf eine durch Teppiche maskirte, mit einer vollkommen neuen Ledertapete überspannte Diele stieß, die seinen Verdacht erregte. Er klopfte an verschiedenen Stellen und entdeckte eine, welche einen hohlen Ton gab. Die Agenten rissen die festgenagelte Tapete weg, und eine Fallthür, von der die eiserne Handhabe entfernt war, kam zum Vorschein. Man rief die Anderen herbei, hob die Fallthür aus den Angeln, zündete alle Laternen an, die sich vorfanden, und stieg langsam, mit aller Vorsicht hinab.

Voran zwei Agenten, dann der Beamte mit Zesim und Glinzki. Der dritte Agent bewachte oben den Zugang.

Die in diese düstere, geheimnißvolle Unterwelt Eindringenden gelangten zuerst in das kleine, düstere Verließ, in welchem Henryka ihre Prüfung überstanden hatte, und dann an die eiserne Thür, welche verschlossen war und mit aller

Kraft nicht aufgesprengt werden konnte. Einer der Agenten kehrte um und brachte Stangen und Aerte. Mit vieler Mühe gelang es endlich, die Thür mit Gewalt einzustoßen und den Gang zu betreten, der zu den übrigen Kerfern und dem Gewölbe führte, in welchem die Verdammten gepeinigt worden waren. In diesem fand man nichts als die verschiedensten Marterinstrumente. Nun wurden die übrigen Thüren erbrochen, und ein entsetzliches Schauspiel bot sich dar.

In dem ersten Kerker fand man ein frisch aufgeworfenes Grab, in dem zweiten einen Mann, der geblendet war und dem man die Zunge ausgerissen hatte, auf verfaultem Stroh ausgestreckt. Er erhob flehend die Arme und stieß unartikulirte, thierische Laute aus. Eine Reihe von Kerfern zeigte sich leer. In dem vorletzten lag ein halbnacktes Weib an der Kette, das während der grausamen Qualen, welche sie offenbar erduldet hatte, wahnsinnig geworden war. Ihre Schultern zeigten die Spuren von Geißelhieben, ihre Hände und Füße blutige Male. Sie sang ein lustiges Liedchen und begann beim Anblick der eindringenden Männer laut zu lachen. In dem letzten Kerker lag ein Mann auf einem Marterbett aus Holz und eisernen Nägeln aus-

gespannt. Er war der Einzige, welcher Antwort geben konnte. Doch auch von ihm erfuhr man nichts, was auf die Spur der frommen Mörder führen konnte. Ein schönes Mädchen hatte sein Herz und seine Sinne bethört und ihn zuletzt hierher gelockt, wo er seine Sünden beichten und unter schrecklichen Qualen büßen mußte. Er beschrieb die Seelenfängerin als eine kleine, üppige Gestalt mit schwarzem Haar. Es war also nicht Dragomira. Dagegen stimmte das Bild, das er von dem Priester entwarf, genau mit jenem, das Jesim vor Augen stand. Der Beamte ließ die Geretteten vorläufig in den Zimmern des Edelhofes unterbringen. Dann wurde das Grab geöffnet. Gliniski's Furcht, daß Soltys hier ermordet und begraben worden sei, zeigte sich als unbegründet. Man fand die Leiche einer Frau, welche durch Messerstiche getödtet war. Die Alte wurde verhaftet. Die Polizeisoldaten blieben als Wache zurück. Der Beamte kehrte mit zwei der Agenten nach Kiew zurück, während die übrigen mit Gliniski und Jesim über Chomtschin nach Bojary fuhren. Sie trafen hier den Beamten, welcher eben den Edelhof durchsucht und die Leute aus dem Dorfe verhört hatte. Es war absolut nichts Verdächtiges entdeckt worden. Die

Dienstleute im Edelhofe und die Bauern hatten übereinstimmend ausgesagt, daß die Herrschaft nach Moskau gereist sei. Eine nochmalige Untersuchung der Kellerräume zeigte sich gleichfalls fruchtlos.

Die Expedition, die nach Okozyn gegangen war, kehrte gleichfalls ohne jedes Ergebnis zurück. Man hatte auch die Keller durchsucht aber vergeblich.

„Ich nehme an, daß sie doch über Moskau in das Ausland gegangen sind,“ sagte endlich Zesim.

„Wir müssen es glauben,“ erwiderte Glinzki, „mindestens haben wir unsere Pflicht gethan. Weitere Anhaltspunkte zur Verfolgung haben wir vorläufig nicht. Vielleicht begünstigt uns der Zufall und bringt endlich Klarheit in dieses Dunkel, das mich peinigt und ängstigt.“

Alle zusammen kehrten nach Kiew zurück. Glinzki begab sich sofort zum Polizeimeister und veranlaßte die Absendung eines erprobten Agenten nach Moskau. Zesim kehrte in seine Wohnung zurück und fand hier zu seiner nicht geringen Ueberraschung Henryka, die ihn seit zwei Stunden erwartete.

Sie lag müde, abgespannt und bleich in einem

Fauteuil und bot ihm mit schmerzlichen Lächeln die Hand.

„Was führt Sie zu mir?“ fragte Jesim rasch.

„Diese schrecklichen Vorfälle der letzten Tage,“ gab Henryka zur Antwort, „die Absicht, Sie zu warnen und die Angst um Anitta. Wissen Sie, daß sie verschwunden ist, daß Niemand etwas von ihr weiß? Fürchten Sie nicht, daß sie in die Hände Dragomira's gefallen ist, ebenso wie Soltyk?“

„Nein, darüber kann ich Sie beruhigen.“

„Sie wissen also, wo sich Anitta befindet?“

„Ja.“

„Das freut mich, ich athme auf, und wo ist Dragomira? Haben Sie Nachricht von Ihr?“

„Sie schrieb mir, sie sei nach Moskau gegangen, von dort wollte sie in das Ausland fliehen.“

„Wieder nichts als Lüge und Betrug,“ rief Henryka, „sie wollte Sie nur irre führen. Ich war in jener Nacht in Chomtschin, wo sie sich mit Soltyk vermählt hat, damals mißtraute sie mir bereits, da ich nicht mehr blind war und unter der heiligen Maske ihr wahres Gesicht entdeckt hatte, aber ich weiß doch, daß sie nicht

nach Moskau gegangen ist, sondern in die Moldau.“

„Mit dem Grafen?“

„Ja.“

„Sie glauben nicht, daß sie ihn ermordet hat?“

„Dragomira ist Alles zuzutrauen,“ rief Henryka, „sie ist einfach ein wildes Thier, blutdürstig wie ein Tiger. O! wie habe ich sie geliebt, und wie hat sie mich getäuscht und mißhandelt!“ Henryka preßte die Hände vor das Gesicht und begann nervös zu weinen. „Ich glaubte an ihre Sendung; ohne zu ahnen, welchen Weg sie mich führen wollte, war ich ihre Schülerin, ihre Dienerin, ihre Sklavin. Wie eine übermüthige Sultanin hat sie mich mit Füßen getreten und mißhandelt. Ich trage noch die Spuren der Peitschenhiebe, die sie mir gegeben hat, und ich war so demüthig, so gehorsam, ich habe sie angebetet wie eine Göttin, bis ich die entsetzliche Entdeckung machte, daß sie dieser Sekte angehört, welche die Sünden der Welt mit Strömen Blutes wegzuschwemmen sucht.“

„Und Sie wissen kein Mittel, den Grafen zu retten?“

„Nein, ich halte ihn für verloren,“ sagte

Henryka, „aber wenn wir nur Anitta vor ihrer Rache schützen könnten! Ich weiß, daß sie ihr den Tod geschworen hat. Wo ist denn die Arme? ist sie in Sicherheit? Dragomira hat überall ihre Spione, ihre Werkzeuge, sie wird sie zu finden wissen, und dann ist Anitta verloren.“

„Ihre Angst steckt mich an,“ murmelte Zesim, „ich muß sofort Anstalten treffen.“

„Anitta ist also hier in der Nähe?“

„Ja.“

„Dann bringen Sie sie fort, wenn möglich in das Ausland, hier ist sie nicht sicher. Ich beschwöre Sie, zögern Sie keinen Augenblick.“

Wenige Augenblicke später verließ Henryka mit Zesim das Haus. Unten nahm sie Abschied und machte Miene, sich zu entfernen, aber sie folgte ihm von Weitem und sah ihn einen Schlitten nehmen und davonsfahren.

Als der Kutscher zurückgekehrt war und eben die Pferde ausgespannt hatte, näherte sich ihm eine vornehm gekleidete Dame.

„Wohin hast Du den Lieutenant Zadewski geführt?“ fragte sie.

„Ich darf es nicht sagen.“

„Auch dann nicht, wenn ich Dir zwanzig Rubel gebe?“

„Wo sind sie?“

Die Dame gab ihm das Geld.

„Ich habe den Herrn nach Kasinka mala geführt,“ sprach der Kutscher, „aber verrathen Sie es Niemand, daß ich es Ihnen gesagt habe.“

24. Das Opfer.

„Kein Erbarmen find' ich! — — —
Meiner Todesqualen Klageschreie
Ersterben in der Ferne antwortlos.“
Kolzow.

Henryka fuhr, als Bäuerin verkleidet, in einem Bauerschlitten von Kiew nach Kasinka mala, und nachdem sie hier in vorsichtiger Weise nachgespürt hatte, nach Dkozym. Als sie Dragomira die Nachricht brachte, daß sie Anitta's Aufenthalt entdeckt habe, da wurde das Marmorweib wieder einmal lebendig, ihr Busen flog, ihre Nasenflügel zuckten wie die eines Raubthiers, das Blut wittert, die kalten blauen Augen und die Wangen glühten. „Endlich!“ rief Dragomira, „endlich ist sie in meiner Hand, ich danke Dir, Henryka, Du hast mich glücklich gemacht.“ Sie zog sie an sich und küßte sie zärtlich.

„Es ist nicht genug, wenn wir Anitta in

unsere Hände bekommen," sprach jetzt Henryka, „sie muß der Köder sein, um Jesim zu fangen. Du bist erfinderisch darin, Schlingen zu legen, entwirf einen Plan, und dann rasch gehandelt.“

„Erst wollen wir das Opfer, das wir haben, Gott weihen," erwiderte Dragomira, „dann können wir an neue Unternehmungen denken.“

„Du hast Recht," sprach Apostol, der unbenutzt eingetreten war, „länger zögern hieße uns Alle verderben. Die Gefahr wächst mit jeder Stunde, wer weiß, wie lange wir hier noch sicher sind. Einmal gelang es, unsere Verfolger zu täuschen, ein zweites Mal könnte es mißlingen. Ich werde die Gemeinde sofort versammeln, wir wollen ein Liebesmahl feiern und dann Gott ein Opfer bringen. Vielleicht wird es das letzte sein. Dann mag ein Jeder hingehen, wohin ihn der Geist treibt. Ich bleibe hier und erwarte das Ende.“

„Auch ich," erwiderte Dragomira, und Henryka schlang begeistert die Arme um sie, entschlossen, ihr Schicksal für immer mit dem ihren zu verknüpfen.

„Soltył soll sterben," begann Dragomira nach einer kleinen Pause, „ich bin bereit, ihn

Gott zu weihen, aber gieb mir eine Stunde Zeit, ihn vorzubereiten.“

„Thue, was Du für gut findest,“ gab der Priester zur Antwort, „ich werde anordnen, daß man Dir in Allem Folge leistet. In einer Stunde erwarte ich Dich und ihn im Tempel vor dem Altar des Ewigen, den wir feiern und versöhnen wollen.“

„Zuerst opfere ich ihn,“ sprach Dragomira, „dann Jesim und Anitta.“

„Der Himmel segne Dich,“ Apostol entfernte sich, und Dragomira ließ sich in aller Eile von Henryka schmücken. Prächtig und verführerisch zugleich, eine junge, schöne Sultanin, trat sie in den Kerker, in welchem der Graf auf Stroh gebettet lag, befestigte die Fackel, die sie in der Hand hielt, an der Wand und weckte den Träumenden, der sie erstaunt betrachtete.

„Du hier,“ murmelte er, „kommst Du, mich zu verspotten, oder hast Du neue Martern für mich erfunden.“

„Nein, Du hast Deine Sünden genug gebüßt.“

„Täusche mich nicht, es wäre allzu grausam,“ antwortete er, „verstehst Du mich recht? bringst Du mir Freiheit und Erlösung?“

„Beides,“ sprach sie, „aber nicht so, wie Du

es meinst, mein Geliebter. In einer Stunde wirst Du sterben.“

„Sterben? Dragomira, ist das Deine Liebe?“

„Ich selbst werde Dich opfern, weil ich Dich liebe und es keinen andern Weg zum Paradiese giebt.“

„Schrecklich!“

„Fasse Dich, wir haben noch eine Stunde Zeit, so lange noch gehöre ich Dir.“

„Und keine Rettung?“

„Keine.“

„Und Du selbst willst mich dem Tode weihen?“

„Ich selbst, und ich denke, auch der Tod von meiner Hand wird Dir süß sein.“

„Es sei, ich gebe mich in Deine Hände.“

Dragomira nahm ihm die schweren Ketten ab und führte ihn dann hinauf in die Oberwelt, an das Licht. Zwei Jünglinge, mit Blumen bekränzt und mit langen, weißen Gewändern bekleidet, erwarteten sie. „Folge ihnen,“ sprach Dragomira, „sie werden Dich schmücken und dann zu mir geleiten.“

Solthf sah sie mißtrauisch an.

„Fürchte nichts,“ sagte sie rasch, „ich werde Dich nicht täuschen.“

Die beiden Jünglinge führten den Grafen in

ein kleines, reich eingerichtetes Gemach, in welchem ein Bad für ihn bereitet war. Sie bedienten ihn gleich Sklaven, kleideten ihn aus, wuschen ihn mit wohlriechenden Essenzen, und nachdem er das Bad verlassen hatte, salbten sie ihm Leib und Haar und reichten ihm vergoldete Sandalen, und ein weißes Gewand, eine Art griechischer Tunika, das ihn bis zu den Sohlen einhüllte, gürteten ihn mit einem vergoldeten Band und setzten ihm einen Kranz von frischen Rosen auf das Haupt. So führten sie ihn in das mit asiatischer Ueppigkeit erfüllte Gemach, in welchem ihn Dragomira erwartete, und entfernten sich dann stumm und leise.

Dragomira lag, ein goldgesticktes, weißes Tuch wie einen Turban um ihr reiches blondes Haar gewunden, den schlanken, herrlichen Leib in einen mit köstlichem Hermelin gefütterten und verschwenderisch ausgeschlagenen Schlafpelz von hellblauer, goldgestickter Seide geschmiegt, rothe, goldgestickte Samtpantoffel an den Füßen, auf einem Ruhebett, über das ein Tigerfell gebreitet war, ausgestreckt. Sie bot ihm die Hand und lächelte zugleich schmerzlich und glücklich.

„Wie schön Du bist!“ murmelte sie.

„Und Du!“

Er sank berauscht zu ihren Füßen nieder und blickte sie in namenloser Wonne an, während sie ihm erst das dunkle Haar aus der Stirne strich und dann die vollen Arme, lebendigen Marmor, heiß pulsirendes Elfenbein, um seinen Nacken schlang.

„Bist Du jetzt glücklich?“

„Laß mich es noch einmal sein,“ murmelte er verzückt, „und dann mag der Tod kommen, von Deiner Hand wird auch er mir willkommen sein.“

Sie antwortete nicht, sondern zog ihn sanft an ihre Brust, und ihre heißen Lippen begegneten sich im Kuß —.

„Ist es Zeit?“ fragte er nach einer Weile.

Sie nickte.

„Versprich mir Eines,“ bat Solthf, indem er wieder zu ihren Füßen niedersank, „liefere mich nicht den Anderen aus, opfere, tödte mich mit Deinen Händen.“

„Ich verspreche es Dir,“ gab sie mit einer Art wildem Entzücken zur Antwort, „und noch mehr. Meine Sendung ist noch nicht zu Ende. Sobald das Werk vollbracht ist, und ich hoffe es in wenigen Tagen zu vollbringen, dann folge ich Dir.“

„Du willst sterben?“

„Ja, ich sehne mich fort aus dieser Welt des Glends und der Sünde, hinauf in das Licht. Geh' voran, ich folge Dir.“

„Schwöre es mir.“

Sie erhob feierlich die Hand. „Bei Gott dem Allwissenden und Allmächtigen!“ Soltys schloß sie an seine Brust, und sie hielten sich lange in stummer Seligkeit umfassen. Dann erdröhnten drei eherne Schläge. Der blutgetränkte Altar verlangte ein neues Opfer.

Ein weiter Saal, dessen Decke von hohen Säulen getragen war, diente den Himmelspendern als Tempel. Wände und Fenster desselben waren mit Vorhängen aus hellblauer Seide, die mit silbernen Sternen übersät war, verhüllt. Drei Kronleuchter versendeten ein helles, sonniges Licht. Die Mitte der Hauptwand nahm ein Altar ein, dessen einziger Schmuck ein kolossales Kreuz mit dem sterbenden Heiland bildete. „Es ist vollbracht.“ Vor diesem befand sich ein zweiter, niederer Altar, an heidnische Opfersteine mahnend, mit Blumen und Tannenreisig bekränzt, von den herrlichsten erotischen Pflanzen umgeben, welche einen süßen, berausenden Duft verbreiteten. In der Mitte des Saales stand eine große Tafel in Hufeisenform, welche mit schneeweißem

Linnen gedeckt, mit kostbarem Geschirr, silbernen Aufsätzen, Krügen und Bechern besetzt und von alterthümlichen Stühlen umgeben war. Oben befand sich ein erhöhter Platz für den Priester.

Ein Duzend Jünglinge waren damit beschäftigt, Speisen und Getränke aufzutragen. Frau Malutin führte die Aufsicht und gab endlich das Zeichen, daß Alles bereit sei. Posaunen ertönten und luden die Gemeinde zum Liebesmahl und Opfer ein. Die Vorhänge, welche die Thüren verhüllten, wurden getheilt, und paarweise zogen die Brüder und Schwestern herein, alle in langen weißen Gewändern, mit rothen Gürteln gegürtet, mit Blumen bekränzt, Sandalen an den Füßen, Palmenzweige in den Händen. Sie zogen einmal um den Saal herum und stellten sich dann in zwei Reihen zu beiden Seiten der Tafel auf.

Neue Posaunenstöße kündigten das Erscheinen des Priesters an. Wieder theilten sich die Vorhänge, und schöne weißgekleidete, mit Blumen geschmückte Knaben zogen herein, zuerst Lauten- und Flötenspieler, dann Andere, Blumen streuend und Weihrauchfässer schwingend, dann ein Jüngling, der die Bibel, ein zweiter, der das Kreuz trug und endlich Apostol im weißen, goldgestickten Gewand und langen blau seidnen Talar mit

goldigem Zobelpelz besetzt, eine Art päpstlicher Tiara auf dem Kopfe, von Gold und funkelnden Juwelen strotzend. Nachdem er die Gemeinde, welche sich auf die Knie niedergeworfen, gesegnet hatte, nahm er auf dem erhöhten Stuhl, oben an der Tafel, majestätisch wie Sardanapal auf seinem Throne Platz, und auf seinen Wink folgten die Brüder und Schwestern seinem Beispiel.

„Geliebte!“ begann er, „es ist dies vielleicht das letzte Mahl, das wir zum Angedenken an unsern Heiland Jesus Christus, in seinem Sinne und nach seinem Gebote feiern. Erhebt also Eure Seelen zu Gott in heißer Andacht und gedenkt seines Sohnes, der für uns Alle am Kreuze gestorben ist. Schwört auf's Neue ihm nachzueifern, und wenn die Stunde schlägt, Euer Leben zu opfern, wie er das seine geopfert hat, ergeben und freudig.“

Auf Apostol's Wink näherten sich ihm zwei Jünglinge. Der eine brachte ein weißes, ungesäuertes Brot auf silbernem Brett, der zweite einen hohen, alterthümlichen Becher mit rothem Wein gefüllt.

Der Priester nahm das Brot und brach es, „Ich thue wie Christus gethan und spreche in seinem Namen, dies ist mein Leib.“ Dann führte er den Becher an die Lippen, „und dieses ist mein

Blut. Genießet von beiden zu meinem Angedenken.“

Brot und Wein gingen von Hand zu Hand, von Mund zu Mund, während eine unsichtbare Musik feierlich erklang und Alle einen Lobpsalm sangen.

Als die Symbole zu dem Priester zurückgeführt waren, segnete er Speise und Trank und sprach: „Nun genießt, was uns Gott gegeben, mit reinem Herzen und frommer Fröhlichkeit.“

Das Mahl nahm hierauf seinen Anfang. Die Becher wurden gefüllt, heitere Gespräche kamen in Gang, Niemand dachte des blutigen Schauspiels, das bevorstand. Heitere Melodien begleiteten das unheimliche Fest.

Als endlich Apostol das Zeichen zum Aufbruch gab, erhob sich die ganze Gemeinde wie ein Mann, und Brüder und Schwestern stellten sich in zwei langen Reihen zu beiden Seiten des Altars auf. Im Fluge wurde die Tafel weggeräumt. Dann erklangen neue Posaunenstöße, und jetzt schien ein Zug von Bacchanten und Korybanten in den Saal zu stürmen. Voran gingen schöne Mädchen, die Füße mit Goldsandalen bekleidet, in langen, weißen, goldgeränderten Gewändern, Schultern und Arme entblößt, Kränze

in das reiche Haar geschlungen, Flöten blasend und Cymbeln schlagend, dann eine zweite Schaar mit Pantherfellen um die Schultern und vergoldeten Stäben in den Händen, singend und tanzend, hierauf die Geißlerinnen mit bloßen Füßen und Armen, in dunkle Thierfelle gekleidet, Thierköpfe auf dem Haupt, mit rothseidenen Schnüren gegürtet, Geißeln schwingend, dann die Opferinnen, von Henryka geführt, mit Goldsandalen, in langen, mit Hermelin besetzten Gewändern von weißer Seide, Lilien in dem offenen Haar, das wild und glänzend über die Schultern herabfloß, und blitzende Opferrmesser in den Händen. In ihrer Mitte Soltyk. Zuletzt Dragomira im weißen schleppenden Kleide und blutrothen, mit Hermelin gefütterten und ausgeschlagenen Königspelz, eine mit Juwelen besetzte, goldene Tiara auf dem stolzen, gebieterischen Haupte.

Alle diese Mädchen, jung, schön und verführerisch, drehten ihre schlanken herrlichen Leiber im bacchantischen Tanz, während ihre rothen Lippen, die nach Blut zu dürsten schienen, fröhlich jauchzten und ihre großen, leuchtenden Augen grausam lachten, nur Dragomira schritt wie ein Marmorbild dahin, in stummer, kalter Majestät und mit dem düsteren Blick der strengen, uner-

bittlichen Priesterin. Nachdem sie vor dem Altar angelangt waren, wendete sich Apostol dem Kreuzbild zu und flehte zu Gott, das Blut, das fließen sollte, als Sühne anzunehmen für die Sünden des Geopferten wie für jene der ganzen Menschheit. Dann segnete er das Opfer und die ganze Gemeinde, die sich auf die Kniee niedergeworfen hatte, und sprach das Opfergebet, in das Alle mit tiefer Andacht, die Brust mit Fäusten schlagend, einstimmten. Als das Amen dreimal erklingen war, übergab der Priester Soltyf der Priesterin. Sie trat an den Altar und winkte ihrem Gefolge. Sofort erklang eine wilde, jubelnde Musik, und der bacchantische Tanz begann von Neuem.

Zugleich näherten sich vier der in Raubthierfelle gekleideten grausamen Schönen, leise, nach Katzenart dem Grafen, um sich dann plötzlich mit einem wilden Schrei auf ihn zu stürzen. Während die Eine ihm blickschnell eine Schlinge um den Hals geworfen hatte, hatte eine Zweite ihm rasch die seidene Schnur um die Füße gezogen, er sank in die Kniee, und schon hatten ihm die beiden Anderen auch die Arme auf den Rücken gebunden. Jetzt ergriffen ihn die Opferinnen und legten ihn auf den Altar.

„Erbarmen!“ murmelte er.

„Bei Gott ist Erbarmen,“ erwiderte Dragomira und schürzte langsam den weiten, hermelinbesetzten Ärmel empor. Der königliche Pelz floß wie rothes Blut an ihr hinab, das Opfermesser blitzte in ihrer Hand, und die halb geöffneten Lippen ließen die Zähne sehen.

Wieder erklang die Musik, wieder tanzten die Mädchen, die goldenen Stäbe, die Geißeln und Messer schwingend um den Altar.

Dragomira neigte sich zärtlich zu dem Geliebten herab und schlang den einen Arm um seinen Nacken. Während ihre Lippen sich an den seinen festsaugten, führte ihre Rechte den ersten Stoß. Das bebende Opfer seufzte auf, Flöten und Cymbeln erklangen noch süßer und wilder, und die schönen Leiber drehten sich mänadenhaft im tollen Reigen, vom Blutgeruch berauscht.

25. Am Kreuz.

„Schweigend stirbt der Wolf.“
Lord Byron.

Am frühen Morgen wurde Pater Glinzki geweckt, der Jude, der ihm seit Jahren als Spion gedient, verlangte dringend Einlaß, er bringe wichtige Meldung, hieß es. Der Jesuit warf sich rasch in seine Kleider, und der Diener führte den treuen Hebräer im langen Kaftan herein.

„Hast Du Nachricht vom Grafen?“ fragte Glinzki erregt.

„Nein,“ erwiderte der Jude, „aber ich habe entdeckt eine wichtige Spur, die uns führen kann zu dem Grafen.“

„Was hast Du entdeckt?“

„Ich habe Wind bekommen, daß Bassi Rachelles, die Wirthin zur rothen Schenke, sich in Komschin, in dem Edelhof des Herrn Monfony verborgen hält.“

„Unmöglich!“

„Es ist doch so. Wenn das Fräulein Malutin eine Seelenfängerin ist, warum soll Fräulein Henryka, welche ein Herz und ein Sinn mit ihr war, nicht auch zu dieser Sekte gehören?“

„Du hast Recht, aber wird Bassi gestehen, wenn es uns gelingt sie zu verhaften?“

„Es ist ein feiges Frauenzimmer, das kein Blut sehen kann,“ sprach der Jude, „sie hat gewiß nur Hülfe geleistet bei diesen Dingen und keine so strenge Strafe zu erwarten, sie wird gestehen, und redet sie nicht, wird man sie zum Reden bringen, denn sie ist furchtsam.“

Pater Glinzki eilte zur Polizei und dann zu Zesim. Beide begleiteten den Beamten, der sich mit mehreren Agenten nach Komschin begab. Sie waren so vorsichtig, vor dem Orte in einem Wäldchen zu halten und vorerst die Agenten auszusenden, welche sich von verschiedenen Seiten dem Edelhofe näherten und denselben umstellten. Dann erst fuhren sie vor und verlangten Einlaß. Der Kastellan kam ihnen in unbeschreiblicher Verwirrung entgegen und schwor, daß Niemand da sei. Der Beamte folgte ihm mit Glinzki in das Haus, während Zesim das Thor bewachte. Plötzlich hörte man einen weiblichen Angstschrei aus

dem Garten, dann Flüche, Bitten, lautes Weinen. Es währte nicht lange, so brachten zwei Agenten ein hübsches, junges Bauerweib, das durch den Garten zu entkommen versucht hatte.

„Ich bin aus dem Dorf,“ betheuerte die Gefangene.

„So?“ sagte höhnisch einer der Agenten, „ich kenne Dich besser, Du bist Bassi Rachelles.“ Zugleich riß er ihr das rothe Tuch vom Kopfe herab. Sie stürzte auf die Kniee nieder und rang verzweifelt die Hände. „Ich habe nichts gethan,“ rief sie, „ich weiß von nichts, ich bin unschuldig.“

„Das wird sich zeigen,“ sprach der Polizeiaгент, „marsch! vorwärts!“ Man brachte sie in eine Stube des Erdgeschosses, wo jetzt auch der Beamte und der Jesuit eintraten.

„Ah! da bist Du ja,“ begann der Beamte, „weshalb verbirgst Du Dich hier? was hast Du verbrochen?“

„Ich habe nichts gethan, ich bin unschuldig.“

„Schweig, Mörderin.“

Bassi stürzte zu seinen Füßen nieder. „Ich habe kein Blut vergossen, ich bin schuldlos.“

„Wo sind Deine Mitschuldigen?“

„Ich bin keine Verbrecherin, Gott soll mich strafen, wenn ich etwas Unrechtes gethan habe.“

„Kennst Du Fräulein Dragomira Malutin?“

„Ja.“

„Sie kam zu Dir in die Schenke?“

„Ja.“

„Zu welchem Zweck?“

„Sie kam dort mit verschiedenen Herren zusammen.“

„Mit Pikturmo und Soltyf?“

„Ich glaube — ja.“

„Du wußtest, daß sie eine Seelenfängerin ist?“

„Nein, um Gotteswillen, das habe ich nicht gewußt.“

„Du lügst, Du kennst auch die Anderen, Du weißt, daß auch Fräulein Henryka Monkonj dieser blutgierigen Sekte angehört, Du kennst ihre Genossen, ihre Schlupfwinkel, gestehe.“

„Ich weiß nichts. Ich kenne Fräulein Henryka, sonst Niemand.“

„Wo befindet sich jetzt Dragomira?“

„Ich weiß es nicht.“

„Du willst nicht reden,“ rief der Beamte, „gut, wir haben Mittel Dich zum Reden zu bringen.“

Bassi umfaßte zitternd seine Kniee. „Erbarmen, ich weiß nichts, ich kann nichts sagen.“

„Genug der Worte,“ schrieb der Beamte, mit

dem Fuße stampfend, auf, „die Knute und zwei Weiber, welche sie zu führen verstehen.“

Einer der Agenten entfernte sich.

„Schonen Sie mich,“ flehte Bassi, von Todesangst geschüttelt, „ich bin ein Weib, wie können Sie ein Weib schlagen!“

„Du sollst von Frauen geschlagen werden.“

„Nein, nein,“ schrie sie, „mich hat noch Niemand berührt.“

„Um so besser, dann wirst Du bald gestehen.“

Der Agent kehrte jetzt mit zwei kräftigen Bauermädchen zurück, welche Stricke und Knuten in den Händen hatten und die zitternde Bassi, die sich weinend zu den Füßen des Beamten wand, mit einem grausamen Lächeln betrachteten.

„Bindet sie.“

„Erbarmen! Erbarmen!“

Bassi setzte sich heftig zur Wehre, aber es nützte ihr nichts, sie wurde gebunden, an den Ofen gefesselt, und die beiden Mädchen saßen hinter ihr Posto, die Knute in der Hand.

„Wie viel Hiebe?“

„So lange, bis sie gesteht.“

Die Knuten begannen ihr schreckliches Werk, fünf Hiebe, und Bassi ergab sich. „Genug! Genug! Ich gestehe Alles, bindet mich los.“

„Noch fünf Hiebe, damit sie vollkommen zahm wird,“ befahl der Beamte.

Die Knuten arbeiteten weiter, Bassi schrie und weinte laut. Ihre Verzweiflung rührte Niemand, weder den Beamten, der vergnügt seine Cigarre dampfte, noch die Mädchen, welche ein so seltenes Opfer nicht so gerne frei gaben.

Als Bassi losgebunden war, gestand sie Alles, ihre Verbindung mit Apostol und Dragomira, die Theilnahme an dem Morde Pikturino's und anderen schrecklichen Thaten, welche bisher im Verborgenen geblieben waren. Sie gab an, daß die Sekte ihre Schlupfwinkel in der rothen Schenke, in Myschkow und Dkozym gehabt habe, und daß Dragomira den Grafen entführt habe, um ihn zu opfern.

„Wohin hat sie ihn entführt?“ fragte der Jesuit.

„Das weiß ich nicht.“

„Nochmals die Knute.“

„Erbarmen! Wie soll ich das wissen? Sie kann ihn in Myschkow gefangen halten oder in Dkozym.“ Der Beamte berieth sich mit Gliniski. Sie beschloffen das Verhör abzubrechen, nach Kiew zurückzukehren und so rasch als möglich mit allen verfügbaren Kräften nach Dkozym zu eilen. Die

Jüdin wurde gefesselt auf einen der Schlitten gebracht und sofort der Heimweg angetreten.

Indeß war die Nachricht von ihrer Verhaftung im Dorfe bekannt geworden und Juri zu Pferde nach Kiew geeilt, um Sergitsch zu warnen, der sogleich im Schlitten nach Dkozym fuhr. Als er hier ankam, hatten sich die Anhänger Apostol's bereits nach allen Himmelsgegenden zerstreut, die meisten waren nach Galizien oder in die Moldau geflohen.

Nur Dragomira, Henryka, Karow und Tabisch harrten bei Apostol, der jeder Gefahr trotzte, muthig aus.

„Flieht! Flieht!“ waren die ersten Worte, welche Sergitsch hervorstieß.

„Was ist geschehen?“ fragte Apostol kalt.

„Bassi wurde in Chomtschin entdeckt und verhaftet,“ fuhr Sergitsch fort, „man hat die Knute angewendet und sie hat Alles gestanden. Ihr seid hier keinen Tag mehr sicher. Wenn sich unsere Verfolger beeilen, sind sie in zwei Stunden hier. Rettet Euch bei Zeiten.“

„Ich stelle es Jedem frei, zu gehen,“ sprach Apostol, „ich bleibe.“

„Auch ich,“ rief Dragomira, „ich verlasse Dich nicht.“

Henryka schlang stumm die Arme um sie.

„Auch ich bleibe,“ sprach Karow.

„Es sei,“ sagte Apostol mit einem traurigen Lächeln, „bleibt, vielleicht bedarf ich Euer noch. Du, Sergitsch, gehst nach Jassy, wohin sich viele der Unseren geflüchtet haben und übernimmst dort die Leitung des heiligen Bundes, bis sich ein Priester gefunden hat. Gott schütze Dich.“

Sergitsch kniete vor dem Priester nieder. Dieser segnete ihn und küßte ihn auf die Stirn, dann wendete er sich ab. „Laßt mich jetzt allein,“ sprach er, „und wartet in der Nähe, bis ich Euch rufe.“

Alle verließen das Gemach. Sergitsch bestieg den Schlitten und schlug den Weg nach dem Süden ein.

Einige Zeit verstrich in banger Erwartung, dann rief Apostol Dragomira. Alle ahnten, daß etwas Außerordentliches bevorstand. Henryka lag auf den Knien und betete.

Als Dragomira eintrat, saß Apostol ruhig, in majestätischer Haltung im Lehnstuhl und winkte ihr, näher zu kommen; sie gehorchte und sank vor ihm in die Kniee.

„Es geht zu Ende, Dragomira,“ begann Apostol, „wir sind besiegt und haben nichts mehr

zu thun, als muthig zu sterben. Ich will vorgehen und Euch ein Beispiel geben."

„Du willst uns verlassen?“ fragte Dragomira, von einem tiefen Schrecken erfaßt, die Worte erstarben fast auf ihren Lippen.

„Ich muß, fliehen werde ich nicht, soll ich mich in die Hände unserer Feinde, der Feinde Gottes geben, soll ich ruhmlos in den Steppen Sibiriens enden? Nein, noch ist es Zeit, den Weg zu wählen, der Gott versöhnt, der mir die Pforte des Paradieses erschließt und zugleich Allen, die den wahren Gott bekennen, neuen Muth einzulößen, neue Hoffnung zu geben. Mein Tod wird die Zweifler besiegen, den Schwankenden Festigkeit geben, in den Seelen der Kalten und Lauen ein heiliges Feuer entzünden. Es ist beschlossen. Gib es auf, mich zu überreden. Beklage mich nicht, beklage Jene, die in diesem Thal der Thränen und Sünden zurückbleiben.“

„Thu', was Dir Gott eingiebt, ich aber werde Dich an Jenen rächen, die Dich in den Tod getrieben haben. Ich schwöre es Dir.“

„Nicht rächen sollst Du mich, Dragomira,“ entgegnete Apostol, indem er die Hand auf ihre Schulter legte, „nicht Haß, Liebe soll in Deinem Herzen sein, aus Liebe sollst Du Jene strafen, die

Gott lästern und seine Diener verfolgen, strafen, um ihnen, die nur blind sind und taube Ohren haben, das Himmelreich, die ewige Seligkeit zu erringen, um sie aus der Macht des Bösen zu retten.“

„Ich werde Dir gehorsam sein bis zum letzten Athemzug,“ sprach Dragomira, „und in Deinem Geiste handeln. Mit Gottes Hülfe hoffe ich meine Sendung zu erfüllen. Dann habe ich auf dieser Erde nichts mehr zu suchen und werde Dir nachfolgen auf dem Wege zum ewigen Licht.“

„Mein Segen ist mit Dir,“ sagte Apostol, „und jetzt rechne ich auf Dich, auf Deinen Muth und Deine Kraft in dieser Stunde der Freude und Erlösung.“

„Ich soll Dich tödten?“ murmelte Dragomira entsetzt, „nein! nein! verlange was Du willst von mir, nur dieses nicht.“

Apostol lächelte schmerzlich. „Nein, den Tod erwarte ich von Gott,“ gab er ruhig zur Antwort, „von Dir verlange ich nichts weiter als den letzten Beistand und Gehorsam. Wirst Du thun, was ich Dir befehle?“

„Ja.“

„Dann rufe mir die Anderen und mache Dich bereit.“

Während Dragomira seinem Befehl Folge leistete, warf sich Apostol vor dem Bilde des Gekreuzigten nieder und betete inbrünstig. Er erhob sich erst, als seine letzten Getreuen eintraten und winkte Tabisch herbei, dem er leise einige Worte sagte. Tabisch erbleichte, aber er nickte stumm mit dem Kopfe und verließ das Gemach, um den Auftrag auszuführen. Apostol begab sich hierauf mit den Anderen in den Tempel, wo er nochmals vor dem Altar betend niedersank.

Es währte nicht lange, so kam Tabisch mit einem großen, aus rohem Holz gezimmerten Kreuze herbei, das er vor dem Altar zur Erde legte. Dann holte er Nägel und einen schweren Hammer. Alle Anwesenden folgten diesen Vorbereitungen schweigend, mit bleichem Mund und tiefem Entsetzen im Blick. Jetzt erhob sich Apostol, breitete die Arme aus und rief: „Gottes Wille geschehe. Kreuzigt mich!“

Dragomira und Henryka stürzten weinend zu seinen Füßen nieder.

„Muth, meine Freunde,“ fuhr Apostol fort, „faßt Euch und verlaßt mich nicht an der Pforte des Todes.“

Dragomira erhob sich und trocknete ihre Thränen. Henryka folgte ihrem Beispiel.

„Im Namen Gottes, an das Werk,“ sprach Apostol und streckte sich ruhig auf dem Holzkreuz aus, indem er die Arme ausbreitete.

„Dragomira,“ gebot er mit heiligem Ernst, „von Deinen Händen will ich den ersten Nagel empfangen.“

Sie sah ihn lange an, dann, fast mechanisch, ergriff sie Hammer und Nagel. „Wo?“ fragte sie. Sie war mit einem Male ruhig und entschlossen.

„An der rechten Hand.“

Dragomira schlug ihren langen Zobelpelz zurück und kniete nieder, dann streifte sie die weiten Ärmel zurück, so daß ihre herrlichen Arme sichtbar wurden. Noch einmal zögerte sie.

„Muth,“ sprach Apostol.

Sie setzte den Nagel auf die Hand und führte den ersten Streich, rothes Blut quoll hervor, Apostol lächelte sie an, noch drei Streiche, und die Hand war an das Kreuz genagelt.

„Jetzt Du, Henryka, die linke.“

Henryka sank in die Kniee. Dragomira reichte ihr den Hammer und Karow einen Nagel. Sie, die sonst nach Blut lechzte, die bei dem Anblick fremder Qualen ein unheimliches Vergnügen empfand, verfehlte, da Thränen ihr die Augen um-

florten, den Nagel und traf das Handgelenk des freiwilligen Märtyrers.

„Du quälst mich,“ murmelte er, „auch das ist Gottes Wille.“

Henryka schöpfte Athem, und jetzt vollendete sie rasch das grause Werk.

„Nun, Karow, Du den letzten Nagel,“ gebot Apostol.

„Steh' ihm bei, Dragomira.“

Sie hielt die Füße an dem Holze fest, während Karow mit wuchtigen Hieben den riesigen Nagel rasch durch dieselben in das Holz trieb.

„Richtet mich auf,“ fuhr Apostol fort, „ich will sterben, wie einst mein Heiland starb.“

Die beiden Männer und die Mädchen hoben nun vereint das Kreuz auf und stellten es vor den Opferaltar, dann holte Tabisch Stricke und band es an denselben fest. Apostol blieb ruhig, schweigend, nur die bebenden Lippen verriethen, daß er furchtbare Schmerzen erduldet und betete. Die Anderen umgaben ihn stumm und verzweifelt. Dragomira lag zu seinen Füßen, das bleiche Haupt an das Kreuz gelehnt, Henryka hatte den Kopf in ihren Schooß gebettet. Karow lehnte an der Wand, Tabisch kniete hinter dem Altar und weinte leise.

So verging eine Stunde. Dann richtete Apostol plötzlich das Haupt auf.

„Genug, meine Lieben,“ sprach er, „es ist Zeit für Euch, zu fliehen. Verlaßt mich.“

„Ich bleibe bei Dir, so lange Du lebst,“ rief Dragomira begeistert.

„Denke an Deine Sendung, fliehe.“

„Und Du sollst den Feinden in die Hände fallen?“ rief sie, „nein!“ und dann, von einer plötzlichen Eingebung ergriffen, wie eine Seherin, „Gott hat mich erleuchtet, ich will ihm gehorchen und Dir den Tod geben, Apostol.“

„Wenn es Gottes Wille ist,“ erwiderte dieser, „dann gehorche ihm.“

Dragomira ergriff das Opfermesser, das auf dem Altar lag und näherte sich Apostol, indem sie die Stufen hinaanstieg. „Geh' voran zum ewigen Licht,“ flüsterte sie, „ich folge Dir.“ Und dann, den Arm um ihn geschlungen, während ihre Lippen zum ersten Male die seinen berührten, stieß sie ihm das Messer in das Herz.

Kein Laut kam über seine Lippen. Sein Haupt sank auf die Brust hinab, und ein seliges Lächeln blieb auf den entseelten Zügen schweben.

„Es ist vollbracht,“ rief Dragomira mit wilder Majestät, „Dein Blut komme über sie!“

26. Vor dem ewigen Richter.

„Die Stunde der Entscheidung hat geschlagen.“
Friedrich Galm.

„Wohin willst Du fliehen?“ fragte Henryka, „wo können wir uns noch verbergen? Ist es nicht besser, Apostol's Beispiel zu folgen und auch zu sterben?“

„Ja, gehen wir vereint dem Tode entgegen!“ rief Karow. Alle hatte eine wilde Begeisterung, eine wahnsinnige Todessehnsucht ergriffen.

„Nein,“ sagte Dragomira, die jetzt den Befehl übernahm, „unsere Sendung ist noch nicht erfüllt. Erst werden Jesim und Anitta unter dem Dpfermesser fallen. Befürchtet nicht, daß man uns gefangen nimmt, ich werde Euch aus diesem Schlosse führen, und ich kenne einen Ort, wo uns Niemand finden soll. Ehe wir fliehen, müssen wir aber die gefangenen Sünder tödten,

keiner darf dieses Haus lebendig verlassen, bringt sie Alle hierher.“

Henryka und die beiden Männer eilten hinab in die düstere Unterwelt des Schlosses und schlepp-ten die Gefangenen, Männer und Frauen, Mäd-chen, Jünglinge, Greise, herauf in den Tempel. Mit Ketten beladen lagen die Unglücklichen hier, sahen entsetzt den Todten am Kreuze und er-warteten bebend ihr Schicksal.

Endlich waren sie Alle, einundzwanzig an der Zahl, beisammen. Dragomira erstieg den Altar und flehte zu Gott, die Opfer gnädig aufzuneh-men. Dann ergriffen sie und Henryka die Opfer-messer und begannen die dem Tode Geweihten ohne Erbarmen hinzuschlachten.

Karow und Tabisch ergriffen die vergebens um Gnade Flehenden, von Todesangst Ge-schüttelten, einen nach dem andern, und legten sie auf den Altar, wo die Priesterinnen standen und mit emporgestreiften Ärmeln und bloßen Armen die blitzenden Messer schwangen. Man hörte lange nur das Weinen, Seufzen, die Schmer-zenklaute der Gequälten, der Sterbenden, dann mit einem Male ergriff die Opferinnen eine Art frommer Wuth, während das rothe warme Blut über ihre Hände rieselte, jauchzten sie gleich trun-

fenen Bacchantinnen, lachten in grausamer Wonne auf, und sangen einen wilden, wahnsinnigen Hymnus. Eine Art Blutrausch hatte sie ergriffen, ihre Nasenflügel arbeiteten, ihre Rippen zuckten, die Augen glühten von Mordlust, der Duft des Blutes, vermischt mit dem Raubthiergeruch der Felle, in die sich ihre warmen Leiber schmiegeten, diese Atmosphäre der römischen Arena schien sie trunken zu machen. Sie ruhten nicht, ehe nicht das letzte Opfer unter ihren Händen geendet hatte, ehe nicht die schreckliche Hekatombe dem Gott des Zornes und der Rache, den sie allein kannten und anbeteten, dargebracht war.

Dann warfen sie die Messer fort, wuschen die blutigen Hände, entledigten sich der blutbespritzten Kleider, und eine Viertelstunde später stiegen sie alle Bier in Bauerkleidern in die Unterwelt des Schlosses hinab. Dragomira führte sie mit einer Fackel in der Hand. Sie schlossen jede Thür hinter sich und verrammelten die letzte mit eisernen Stangen und Steinen. Ein weites Gewölbe hatte sie jetzt aufgenommen, in welchem sich kein Ausgang zu befinden schien. Doch Dragomira deutete auf einen Stein, tief unten in der Felsenwand, und als es ihren vereinten Anstrengungen gelungen war, denselben bei Seite zu schieben,

öffnete sich ein neuer unterirdischer Gang, den Niemand gekannt hatte, als sie und Apostol. Als sie durch die Deffnung hindurch gekrochen waren und den Stein wieder an seine Stelle gebracht hatten, waren sie gerettet. Niemand konnte diesen Ausgang entdecken. Hier mußte jede Verfolgung scheitern. Sie schritten jetzt in einem weiten, hohen Gang dahin, der in den Felsen gehauen war und noch aus den Zeiten herrührte, wo Mongolen und Tartaren, Türken und Kosaken von Zeit zu Zeit diesen Theil Rußlands überschwemmt, plünderten und verwüsteten. Der Gang mündete etwa eine Stunde weit vom Schlosse mitten im tiefen Walde, in einem hohen Felsen. Hier wurde wieder eine Steinplatte gehoben, und sie traten endlich hinaus in's Freie, auf eine Art Warte, von der aus sie die Wipfel der uralten Bäume und das weite flache Land überblickten. Vor ihnen glänzten die fünf Kuppeln der griechischen Kirche des Dorfes Kasinka mala.

Tabisch wurde jetzt ausgesandt, um zu kundschaffen. Er kehrte nach einiger Zeit mit der Nachricht zurück, daß Gensdarmen das Schloß umzingelt hätten, der Weg durch den Wald jedoch frei sei. Während die von einem Beamten und dem Jesuiten geführten Agenten und Soldaten

das Thor des Schlosses erbrachen und in das letztere eindringen, schlichen die Flüchtlinge vorsichtig durch das Dickicht dem Dorfe zu. Nicht weit von diesem lag im Walde, von Sumpf und Wasser umgeben, auf einer Art Halbinsel ein zweiter mächtiger Fels, in dem sich zur Tartarenzeit Flüchtlinge einen sicheren Schlupfwinkel eingerichtet hatten. Dragomira hatte denselben schon vor langer Zeit als ein letztes Asyl für sich und ihre Genossen vorbereitet. Nur Apostol und ihre Mutter, die nach der Moldau entflohen war, kannten denselben. Hier waren sie vollkommen sicher. Den Zugang bildete eine durch Gebüsch und Epheu kunstvoll verkleidete Felsenthür, die nur dem Druck des Eingeweihten nachgab und sich hinter ihnen wieder schloß. Ein dunkler Gang führte in das Innere, dann stiegen plötzlich in den Stein gehauene Stufen empor, und oben öffneten sich rechts und links zwei Felsengemächer, die ihr Licht durch mit Epheu verkleidete kleine Oeffnungen empfingen.

Wände und Boden waren mit Teppichen belegt, Teppiche schlossen Thüren und Fenster. Lager aus Polstern, mit Thierfellen bedeckt und Ampeln, die von der Decke herabhingen, bildeten die ganze Einrichtung, doch enthielten die Nischen,

die in den Fels gehauen waren, Alles, was unentbehrlich war. Ein paar weitere Stufen führten auf die Spitze des Felsens, von wo aus man wie von einem Wartthurm die Gegend weithin übersah.

Noch vor wenigen Tagen hatte Dragomira selbst heimlich Lebensmittel sowie Waffen und Munition hierher geschafft. An diesem Orte konnten sie sich nöthigenfalls mehrere Wochen verbergen und sogar eine Belagerung aushalten. Hier richteten sich die Flüchtlinge ein. In dem einen Gemach die beiden Mädchen, in dem andern Karow und Tabisch. Dann berief Dragomira Tabisch, um ihm ihre Befehle zu ertheilen. Nachdem er sich etwas ausgeruht und gestärkt hatte, verließ er das Felsenest und schritt ruhig, die Pfeife im Munde, einen Stock in der Hand, ein vollendeter Bauer, durch den Wald dem Dorfe zu.

Dort fand er in der Schenke einen halberwachsenen Bauerjungen, der für zwei Rubel und ein Gläschen Branntwein gern die Botschaft an Zesim übernahm, welche Tabisch ihm auftrug. Als der Bursche zu Pferde saß, fragte Tabisch ihn nochmals, ob er wohl verstanden habe. „Gewiß,“ gab er zur Antwort, „das Fräulein, das bei des Herrn Amme ist, sei in Gefahr, der Herr Offizier möge sogleich kommen, doch nicht in

das Haus der Kachna, sondern hierher in die Schenke.“

„Gut, ich sehe Du bist ein kluger Bursche.“
Der Bote ritt davon. Tabisch berechnete, daß Zesim nicht vor Tagesanbruch eintreffen könne und trat daher den Rückweg an. Er kehrte glücklich in den Wald und das im Dickicht versteckte Felsenhaus zurück und erstattete Dragomira Meldung.

Die Polizei hatte das Nest der Himmels-
spender leer gefunden und war, nachdem einige
Gensdarmen als Wache zurückgelassen worden
waren, nach Kiew zurückgekehrt. Die Flüchtlinge
wurden nicht weiter verfolgt und gingen zur
Ruhe. Die Nacht war angebrochen, das Heer
der Sterne herausgezogen, heilige Stille lag über
den Kronen der hundertjährigen Eichen. Bald
schlief Alles, nur eine Wölfin eilte mit glühenden
Augen durch das Dickicht, und Dragomira, die
der Schlaf floh, saß aufrecht in den weichen,
glänzenden Fellen und brütete. Endlich schlummerte
auch sie, doch nicht lange, der erste Vogellaut
am frühen Morgen weckte sie.

Indeß war der Bote nach Kiew gekommen,
hatte Zesim geweckt und sich seines Auftrags ent-
ledigt. Dieser sendete ihn auf der Stelle zurück,
doch der Bursch eilte, als er ankam, statt zur

Schenke vor das Haus der Amme und meldete hier: der Herr Offizier folge ihm auf dem Fuße und werde wohl spätestens in einer Viertelstunde in der Schenke sein.

Seine Botschaft befremdete die Bäuerin, die zuerst erwacht war und durch das Fenster mit ihm verhandelt hatte, sie hieß ihn warten und weckte Anitta.

„Mein Kind,“ sprach sie, „haben Sie einen Boten an Jesim geschickt?“

„Ich? — nein.“

„Es ist ein Bursche da, der Antwort von ihm bringt, sprechen Sie selbst mit ihm.“

Anitta kleidete sich rasch an, eine böse Ahnung hatte sie erfaßt und trieb sie vorwärts. „Komm herein, beeile Dich!“ rief sie dem Boten zu, und als er verlegen auf der Schwelle erschien, „wer hat Dich gesandt?“

„Herr Jadewski.“

„Und wer hat Dich zu ihm geschickt?“

„Sie selbst, Fräulein.“

„Ich habe Dir keinen Auftrag gegeben.“

„Doch, gestern Abend, durch einen Bauer, der mir zwei Rubel bezahlte.“

„Erzähle,“ drängte sie, „erzähle Alles.“

Als der Bursche mit seinem Bericht zu Ende

war, wußte Anitta, daß man Zesim nach Kasinka gelockt habe, um sich seiner zu bemächtigen. Nur Dragomira konnte ihm diese Schlinge gelegt haben. Er war in Gefahr gefangen, getödtet zu werden, es galt muthig und rasch zu handeln.

„Wecke die Nachbarn,“ befahl sie dem Burschen, „sie sollen sich bewaffnen und hier mit uns vereinigen, aber beeile Dich, ein Menschenleben steht auf dem Spiel.“ Rachna weckte ihre Leute, Anitta selbst rief Tarasß und ließ das Pferd satteln, das für sie bereit stand.

Zesim hatte Kiew nicht lange, nachdem er den Boten abgefertigt, verlassen und kam bei Morgen grauen in Kasinka mala an. Er stieg vom Pferde, übergab dieses dem herbeieilenden jüdischen Wirth und trat in die Schenke. In dem Augenblick, wo er die Schwelle der Schenkstube überschritt, wurde er von Karow und Tabisch ergriffen, zugleich riß ihm Henryka den Degen aus der Scheide, und während die beiden Männer mit ihm rangen, warf sie ihm eine Schlinge um den Hals. Wenige Augenblicke später lag Zesim an Händen und Füßen gebunden mitten in der Stube vor Dragomira auf den Knieen, welche als Bäuerin gekleidet, rothe Saffianstiefeln an den Füßen, ein rothes Tuch um den Kopf geschlungen, im farbig

gestickten weißen Schafspelz auf einer Holzbank saß und ihn triumphirend betrachtete.

„Endlich bist Du in meiner Hand,“ begann sie, dann gab sie den Anderen einen Wink sich zu entfernen.

Zesim gab keine Antwort.

„Du schweigst?“ fuhr sie fort, „liebst Du mich nicht mehr? Es wäre traurig für Dich, wenn es nicht mehr der Fall wäre, denn jetzt ist die Stunde da, wo ich mein Wort einlösen werde. Ich bin bereit, Dein Weib zu werden, und dann, wenn wir glücklich waren, wollen wir Gott versöhnen und zusammen sterben.“

„Du kannst mich morden,“ erwiderte Zesim, „aber niemals werde ich meine Hand in diese blutbefleckte legen, niemals eine Verworfenne an mein Herz schließen. Ich habe Dich geliebt, aber in diesem Augenblick verabscheue ich Dich.“

„Dann werde ich Dich und Anitta opfern zur Sühne für das Blut der Gerechten, das über Euch kommt.“

„Wir sind nicht die Schuldigen,“ entgegnete Zesim, „Du bist die Frevlerin, die Verbrecherin, Dich wird der strafende Arm des Gottes, den Du so oft beleidigt hast, ereilen, früher oder später.“

„Das wollen wir sehen,“ sagte sie kalt, „vorläufig bist Du mein Gefangener, und bald wird auch Anitta in meiner Gewalt sein. Dann will ich Qualen für Euch ersinnen, die noch nicht da waren. Erwarte kein Erbarmen von mir.“

„Ich fürchte Dich nicht und werde Dich nicht um Gnade bitten,“ rief Zesim, „Dein Haß macht mich stolz. Wenn ich sterben soll, so ist es Gottes Wille, ich bin bereit, mich ihm zu unterwerfen.“

Dragomira lachte; es war das kalte, grausame Lachen eines Teufels, das selbst die muthige Seele Zesim's erbeben machte. Ein Schauer faßte ihn vor diesem schönen, berückenden Weibe, das einst alle seine Sinne in Aufruhr gebracht und sein Herz despotisch beherrscht hatte.

„Wir wollen sehen, ob Du standhaft bleibst,“ sagte sie mit der majestätischen Ruhe einer Tyrannin, die nicht gewohnt ist, auf Widerspruch zu stoßen; „erst sollst Du noch einmal den Zauber fühlen, der Dich so oft besiegt hat, und dann, wenn Du unter süßen Qualen um Gnade flehend zu meinen Füßen liegst, ein Götzendiener, ein Sklave, dann soll Anitta sehen, wie ich Dich verlache, wie ich Dich mit dem Fuße von mir stoße und ohne Mitleid dem Tode weihe.“

„Du kannst mich quälen und mich tödten, aber nicht erniedrigen. Ich trotzte Deiner Macht.“

Dragomira erhob sich und ergriff die Peitsche, die auf dem Tische lag. In diesem Augenblick stürzte Henryka herein: „Fliehe, sie kommen, Anitta zu Pferde, gefolgt von Bewaffneten.“

Dragomira war einen Augenblick bleich geworden, doch schon hatte sie ihre volle Fassung und Entschlossenheit wiedergewonnen. „Fliehe!“ befahl sie energisch, „Eure Sache ist es, das heilige Werk fortzusetzen. Rettet Euch!“

„Ich bleibe bei Dir,“ rief Henryka.

„Nein, Du fliehst, ich befehle es Dir, rasch zu Pferde. Ich bleibe hier, um Gericht zu halten im Namen des Allmächtigen.“

Henryka warf sich an Dragomira's Brust und küßte sie, dann eilte sie hinaus, schwang sich auf Jesin's Pferd und jagte davon. Karow und Tabisch nahmen den Weg durch den Garten, schwangen sich über die Planke und verschwanden bald in dem nahen Wald.

Dragomira zog den Revolver und erwartete kalten Blutes Anitta.

Man hörte Pferdegetrappel, schwere Schritte, das Klirren von Waffen, eine helle Stimme, welche Befehle ertheilte. Dann wurde es stille, und

Anitta trat mit Taras herein. Sie trug gleichfalls den kurzen Rock, die hohen Männerstiefel, den Schafspelz und das Kopftuch einer kleinrussischen Bäuerin und hatte eine Pistole in der Hand, während Taras mit einer Jagdflinte bewaffnet war.

„Ergieb Dich, Mörderin!“ rief Anitta. „Die Schenke ist von meinen Leuten umstellt. Du bist in meiner Hand, es giebt kein Entrinnen.“

Dragomira erhob stolz das Haupt. „Ich habe Dich erwartet,“ gab sie zur Antwort, „um mit Dir abzurechnen. Diese Stunde ist dem Strafgericht geweiht, das ich im Namen Gottes über Dich und Diesen hier halten will.“

„Du lästerst Gott, wenn Du seinen Namen nennst,“ sprach Anitta, „er weiß nichts von Dir und Deiner mörderischen Lehre.“

„Gott wird entscheiden zwischen mir und Dir.“

„Er entscheide,“ erwiderte Anitta, die Gegnerin ruhig in das Auge fassend, „wir stehen hier Beide vor dem ewigen Richter, er richte.“

Ein triumphirendes Lächeln übersflog das schöne, stolze Gesicht der Seelenfängerin, während Anitta leise ein Gebet sprach.

Beide erhoben zugleich die Pistolen. Ein

Augenblick banger Erwartung, dann drückte Dragomira ab.

Der Schuß versagte.

Dem dumpfen Schlag des Hammers folgte Blitz und Knall, Dragomira that noch einen Schritt gegen Anitta zu und stürzte dann nach vorwärts auf das Antlitz nieder.

„Ist sie todt?“ fragte Anitta.

Taraß näherte sich Dragomira und wendete sie um. „Gott hat gerichtet,“ sprach er, „ihre Seele steht vor seinem Throne.“

Anitta sank in die Kniee und hob weinend die Arme zum Himmel. Dann sprang sie auf, zog den Dolch, den sie im Gürtel trug, zerschnitt rasch die Stricke, mit denen der Geliebte gefesselt war, und schloß ihn, vor Freude schluchzend, an die Brust.

„Gerettet,“ murmelte Besim, „gerettet durch Dich!“

Jetzt stürzte auch seine Amme herein und hing weinend an seinem Hals. „Mein Kind,“ rief sie, „mein theures Kind. Der Himmel hat Dich beschützt und dieser Engel hier.“

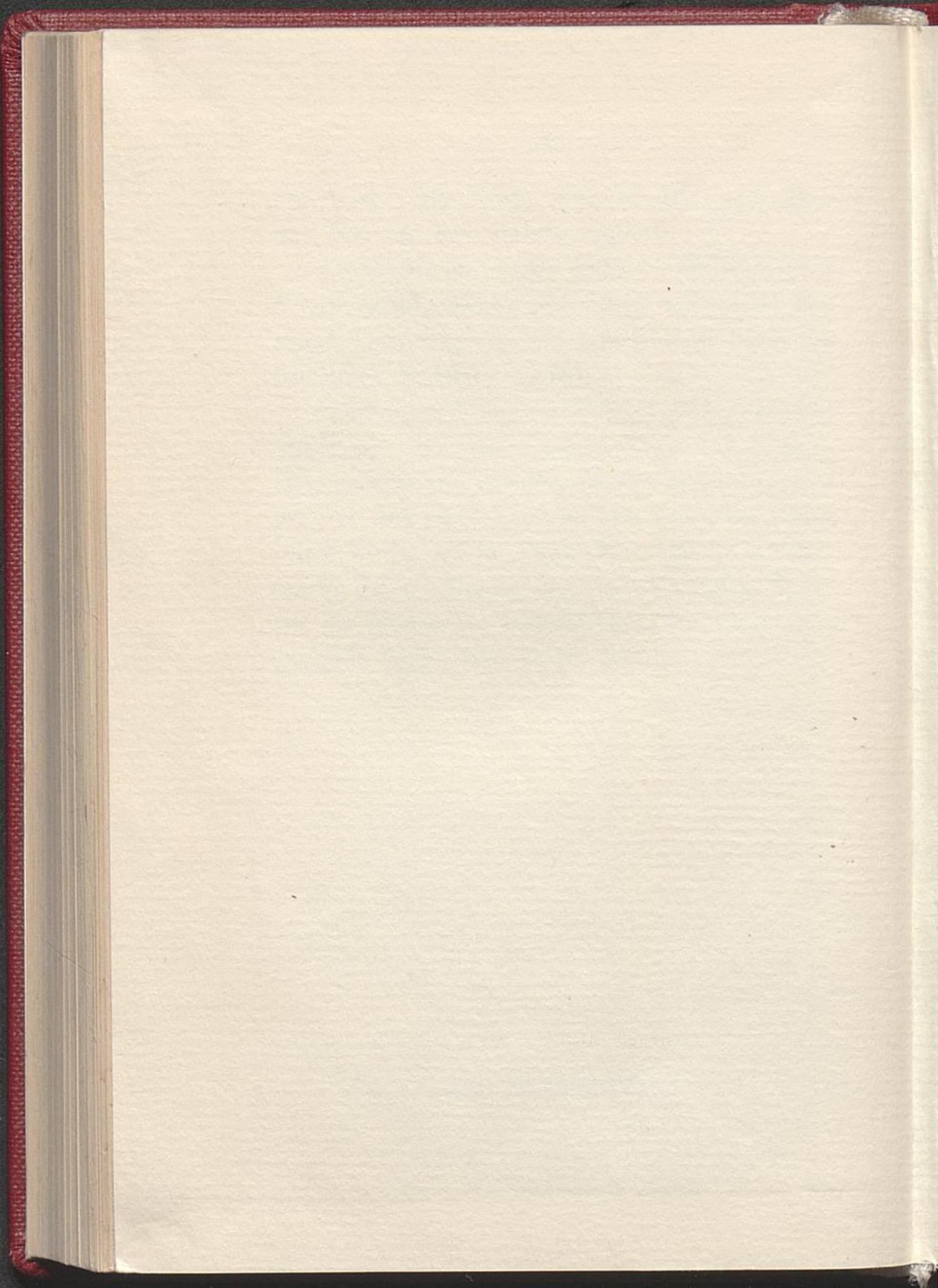
Rasch wurde Rachna's Schlitten angespannt, Besim hob Anitta hinein und Taraß sprang auf

den Bock. Im Fluge ging es jetzt nach Kiew und hier vor das Palais Dginski.

Triumphirend brachte Zesim die Geliebte ihren Eltern zurück, welche unter heißen Thränen das junge Paar segneten und dem Himmel durch ein feierliches Gelöbniß dankten.

Heute erhebt sich in Kasinka mala, an der Stelle, wo einst die Schenke stand und Dragomira geendet hat, eine Kapelle, der Mutter Gottes geweiht, und jedes Jahr, an dem Tage, wo Zesim durch Anitta in so wunderbarer Weise gerettet wurde, liest ein Priester in derselben eine stille Messe für die Seelen der Unglücklichen, die einem entsetzlichen Wahn zum Opfer gefallen.

E n d e.



495

SIG: 11 CPMS1714-2

<20+>04518V0E73457454352



03M53672

OPM31714-2

P
03

Die Seelenfängerin Bd. 2

von Sacher - Masoch

M
53672